



care[®] _ affair #7



JUNG

SZENE 5: WIEDER IN DER LUFT

„Was ist passiert?“ fragte Schededellede flussungslos. „Ich habe einfach nur diese Schlaftruhe berührt und schon sind wir wieder in der Luft. Und dann gab es zwei laute Geräusche die irgendwie nach Plopp! und Autsch! klangen.“

„Das ist das Zeichen dass die erste Aufgabe erledigt ist.“ antwortete der Riese. „Ich wollte euch eigentlich noch sagen, dass man diese Kiste berühren muss um die erste Aufgabe zu erledigen aber das warst schneller. Auf der Kiste lag ich- portationsspezialist. Vermeyen sind wir jetzt in der Luft. Und diese Geräusche sind die Anzeichen der Identität der Finanzkrieger. Grube in dir doch einmal an. Auf einmal schwebte der Finanzkrieger an ihnen vorbei. Man bemerkte dass er in seiner Höhle war.“

DAS
SONDERHEFT „WELTENRETTET“
ZUM CARE-SCHREIBWETTBEWERB MIT
ALLEN FINALISTEN KÖNNT IHR
KOSTENFREI BESTELLEN. SCHREIBT EIN-
FACH EINE E-MAIL AN:
SCHREIBWETTBEWERB@CARE.DE



~~Der Riese~~ nannte das die

Sie fliegen jetzt über eine flache Landschaft die von grauen bis grau-bläulichen und schließlich im schwarzen Stein überging. Alles war hier flach. Und nach weniger als zwei Stunden fliegen sie über grünlich schimmerndes Meer.

Der Riese drückte zum das linke Auge des Finanzkrieger ein und schon wieder wurden sie teleportiert

IT'S NICE TO
BE IMPORTANT.
BUT FAR MORE
IMPORTANT TO
BE NICE.

Jung ist ...



Karl-Otto Zentel, Generalsekretär
CARE Deutschland-Luxemburg

...Vollgas! Als ich mit 16 meinen Moped-Führerschein machte, wollte ich auch so cool an meiner Kiste lehnen können wie unsere kambodschanische Titelheldin. „Wer bremst, ist feige“, hieß es damals bei uns Jugendlichen und wir träumten alle davon, mit dem Moped durch die Welt zu düsen. Meine Eltern überzeugte ich damit, dass ich für ein Projekt von „Jugend forscht“ zu einem sieben Kilometer entfernten Sumpfgebiet fahren musste, um Wasserproben zu entnehmen. Den Wettbewerb habe ich zwar nicht gewonnen, aber dafür mit dem Moped jede Menge Freiheit. Und natürlich die Chance, auch mal ein Mädchen auf dem Rücksitz mitnehmen zu können. Ja, es stimmt: Wenn Erwachsene über ihre Jugend sprechen, klingt oft viel Nostalgie mit. Aber mit dieser Ausgabe von CARE affair blicken wir nicht zurück auf vergangene Jugend. Stattdessen kommen junge Menschen im Hier und Jetzt zu Wort, aus Deutschland und aus aller Welt.

Ghoroob aus Syrien zum Beispiel, die vor dem Bürgerkrieg geflohen ist. Oder Besnik aus dem Kosovo, der Theater macht. Engagierte junge Leute in Deutschland wie Nils, Eva oder Nicolas. Chandara und Kunthy aus Kambodscha berichten, wie sie als Praktikanten einen Sommer in Bonn verbrachten und warum sie nun schneller zu Fuß gehen. Mohamud aus Somalia erzählt davon, wie es ist, in einem Flüchtlingslager aufzuwachsen. Noch Kind, aber schon verheiratet? Die Fotos von Stephanie Sinclair zeigen Kinderbräute aus dem Jemen und Afghanistan. Auch das ist Alltag der Jugend in vielen, besonders armen Weltregionen: Jung sein bedeutet dort, viel zu schnell erwachsen werden zu müssen.

Wir freuen uns, in diesem Magazin die Gewinnerbeiträge des CARE-Schreibwettbewerbs „Nur noch kurz die Welt retten“ zu veröffentlichen. Zum ersten Mal rief CARE Kinder und Jugendliche von elf bis 20 Jahren dazu auf, ihre Ideen zu Papier zu bringen. Die Resonanz war groß, über 130 Einsendungen aus ganz Deutschland, der Schweiz und sogar den USA erreichten uns. In ihren Altersgruppen haben Sarah Stemmler (15) und Andrea Friedel (18) die Jury um Bestseller-Autorin Cornelia Funke überzeugt: Mit Texten, die unter die Haut gehen und ganz unterschiedlichen Antworten auf die Frage, wie man die Welt retten kann. Übrigens gab es so viele beeindruckende Beiträge, dass neben CARE affair auch ein Sonderheft, der „Weltenretter“, erscheint. Darin sind alle Finalisten und einige besonders originelle Einsendungen veröffentlicht.

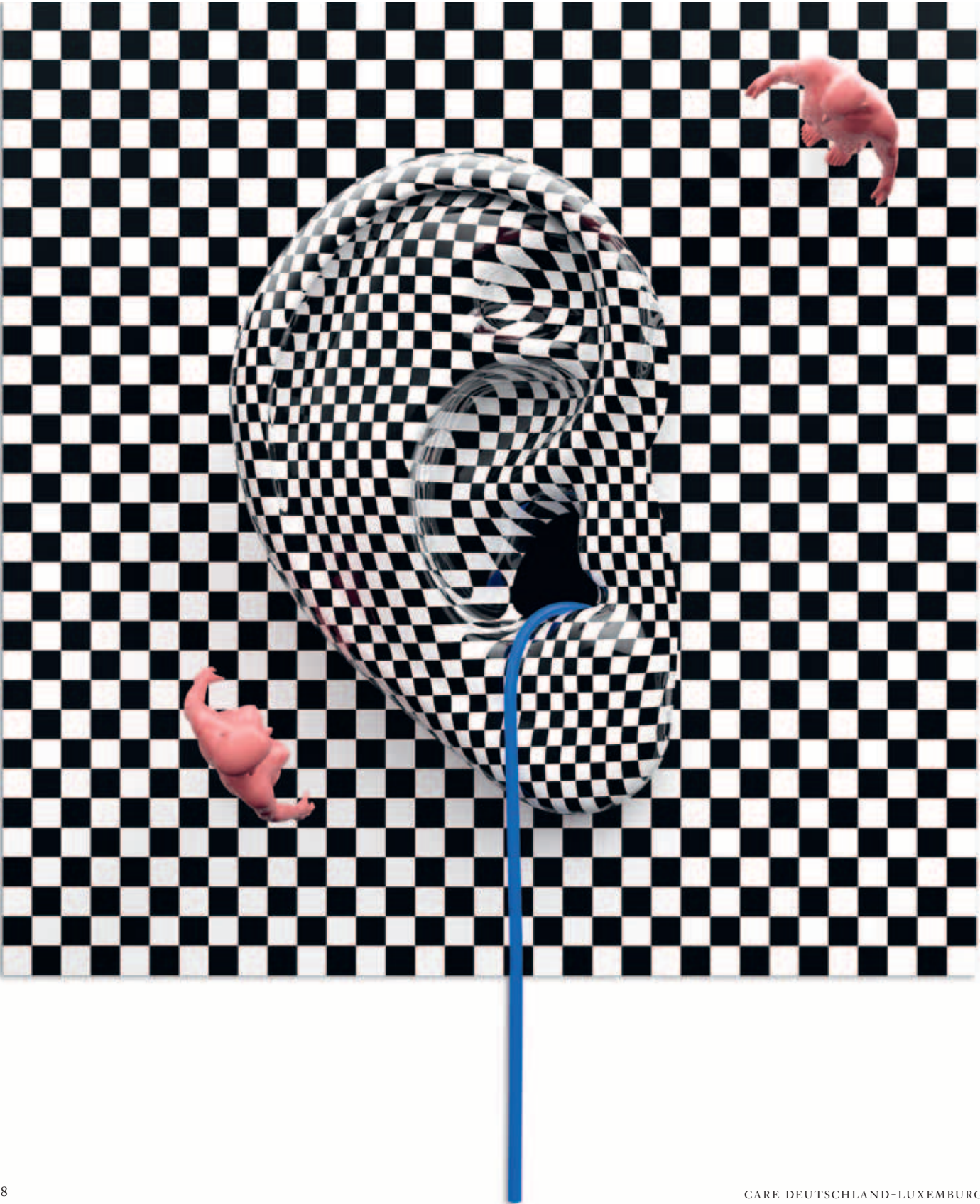
CARE selbst ist den Kinderschuhen schon lange entwachsen und feiert in zwei Jahren seinen 70. Geburtstag. 1945 wurden die ersten CARE-Pakete nach Europa geschickt. Wir sind stolz auf diese lange Tradition der Hilfe und finden, dass sich CARE bis heute ziemlich gut gehalten hat. Diese junge Ausgabe von CARE affair bietet Raum für all die Facetten davon, wie CARE jung ist, jungen Menschen hilft oder andersrum von der Jugend unterstützt wird. Wir hoffen, dass das Magazin zum Schmökern, Nachdenken, Hinterfragen, Weitersagen und Mitmachen anregt. Vielleicht ja auch angelehnt an ein Motorrad ...

Inhalt

06	LEITARTIKEL Soundtrack einer Jugend
16	JUNGER MANN, JUNGES LAND Besnik Leka unterstützt Jugendliche im Kosovo dabei, ihren Platz im Leben zu finden. Manchmal macht er dabei auch Theater.
20	MITTENDRIN, STATT NUR DABEI Spendendose oder Flashmob, Karriere-Strategie oder Gutmenschentum? Warum und wie Jugendliche sich in Deutschland sozial engagieren.
23	„PRAGMATISCH UND VERUNSICHERT“ Im Interview: Mathias Albert ist Professor für Politikwissenschaft in Bielefeld und Mitautor der Shell-Jugendstudie.
26	SYRIENS GEFLOHENE KINDER Ghoroob ist mit ihrer Familie aus Syrien nach Jordanien geflohen.
31	DIE AUSRADIERTEN KINDER Roma-Mädchen wie Senada werden in Serbien beim Gang in die Schule viele Steine in den Weg gelegt.
36	DIE GEBURT EINES STAATES Die Geschichte von James und Rose. Und von ihrer Heimat Südsudan, dem jüngsten Land der Welt.
40	EIN SCHULPAKET: 14 EURO. DIE FREUDE, ETWAS LERNEN ZU KÖNNEN: UNBEZAHLBAR Wie CARE aus ein paar Euros Zukunft für Kinder und Jugendliche macht.
42	TAGE WIE DIESER ... Der dayCARE in Luxemburg lässt Jugendliche einen Tag lang Berufsalltag schnuppern. Damit unterstützen sie somalische Jugendliche im Flüchtlingslager Dadaab.
44	„GHANA, I AM NOT POOR“ Schulpartnerschaft, mal anders. Für den entwicklungspolitischen Schulwettbewerb des Bundespräsidenten gingen Jugendliche in Ghana und Baden-Württemberg auf Schatzsuche.
48	„DER GESCHMACK DES LEBENS“ Fünf junge Kambodschaner erinnern sich an ihr Praktikum bei CARE in Bonn: fades Essen, schnelle Fußgänger und was sie sonst noch mitgenommen haben.

52	SCHREIBWETTBEWERB: „NUR NOCH KURZ DIE WELT RETTEN ...“ CARE proudly presents: Die Gewinnerinnen Sarah Stemmler und Andrea Friedel mit „Mikrokosmos“ und „Vaters Kleber“.
61	VISIONS FOR A BETTER FUTURE Auch in Sambia hat CARE an Schulen einen Schreibwettbewerb durchgeführt.
64	NOCH MÄDCHEN, SCHON EHEFRAU Ein 15-jähriges Mädchen muss einen Mann heiraten, der doppelt so alt ist wie sie. Alltag in Nepal, wo die Hälfte aller Mädchen Kinderbräute werden. CARE kämpft gemeinsam mit mutigen Frauen – und Männern! – gegen diesen Brauch.
68	KINDERBRÄUTE: ZU JUNG, UM ZU HEIRATEN Fotografien von Stephanie Sinclair aus Afghanistan und dem Jemen
76	RHEINLAND STATT NEUSEELAND Abitur, und dann? Nicolas und Nikolas haben sich für ein Freiwilliges Jahr entschieden. Und tauschen sich über ihre Erfahrungen im Büroalltag aus.
82	JUNG IN ZAHLEN Prozente und Millionen – Wissenswertes aus aller Welt
84	DU WILLST WAS TUN. UND NUN? Engagement konkret: Möglichkeiten und Ansprechpartner für junge Leute, die aktiv werden wollen.
86	MIT 19 HAT MAN NOCH TRÄUME ... Teenager, Flüchtling, Mutter. Eine ganz normale Jugend im Kongo.
92	EINE JUGEND AUF DER FLUCHT Ein junger Mann aus dem Flüchtlingslager Dadaab berichtet über seine Sicht der Welt, der Zukunft und was er dazu beitragen will.
95	UND WER SCHREIBT EIGENTLICH FÜR CARE? Jung und jung geblieben: Das Autorenteam von CARE affair
96	IMPRESSUM

—
*In diesem Magazin bezieht sich die männliche Form immer auch auf weibliche Personen.
Auf konsequente Doppelbezeichnung wurde an einigen Stellen aufgrund besserer Lesbarkeit verzichtet.*



SOUNDTRACK EINER JUGEND

von Sabine Wilke



Da ist Musik in Euren Ohren ... Die Ärzte haben es erst neulich wieder besungen, das Unverständnis der Erwachsenen, wenn sie die Musik ihrer Kinder hören. „Junge, und wie Du wieder ausiehst. Und ständig dieser Lärm.“ Der diffuse Begriff einer Jugendkultur, das lässt sich am besten über Beats pro Minute, Gitarrenriffs und die Songtexte begreifen – und vor allem fühlen. Jede Generation hat ihre Lieder und singt sie ein Leben lang. Musik war, ist und bleibt ein Identitätsstifter, ein Ventil, eine Möglichkeit, sich auszudrücken. Wer älter wird, bei dem spielt dann auch ein bisschen Nostalgie mit, denn Lieder vergangener Zeiten erinnern eben auch an die eigene Jugend und das Kribbeln im Bauch, als alles neu war. Und dass die Welt vor einem liegt – laut, schnell und mitreißend, so wie ein guter Song eben sein soll.

Hier ist er also – der CARE-Soundtrack einer Jugend.

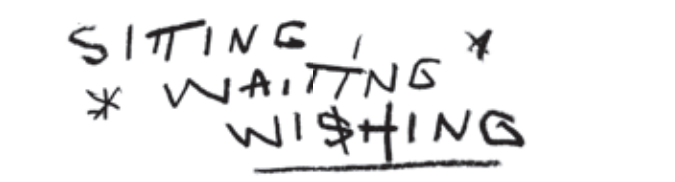
Ist das auch Eure Playlist?



Ja, ich weiß, es war ‘ne geile Zeit. Uns war kein Weg zu weit. Die Band Juli lässt sie etwas schwer-mütig klingen, diese „geile Zeit“. Zwischen Kind-heit und Erwachsensein, mit eigenen Zielen und doch immer wieder noch Grenzen – das lässt sich schwer fassen. Die Wissenschaft definiert Jugend als den Übergang vom privaten Raum in den öffentlichen. Als Kind ist man in seiner Familie eingebettet, wird ernährt, umsorgt, erzogen. Erwachsenwerden bedeutet Selbstständigkeit und einen Platz für sich finden in der Gesellschaft. Das erarbeiten sich die Jugend-lichen Schritt für Schritt entlang dreier wichtiger Wegmarken: Wenn sie zum ersten Mal ihre Rechte und Bürgerpflichten wahrnehmen, wenn sie eine Familie gründen und wenn sie in die Arbeitswelt eintreten. In Deutschland dürfen Jugendliche mit 18 bei der Bun-destagswahl teilnehmen, ihren Führerschein machen, einen Vertrag unterzeichnen. Weltweit ist diese Weg-marke unterschiedlich geregelt, in den USA ist man erst mit 21 volljährig. Endlich selbstständig tun und lassen, was man möchte, das hört sich erst ein-mal toll an! Die große Freiheit kommt aber auch mit Verantwortung – Besnik aus dem Kosovo bekam seinen ersten Job mit 17 Jahren, da hatte sein Land gerade einen blutigen Bürgerkrieg hinter sich. Ab Seite 16 erzählt er vom Erwachsenwerden.

In vielen Ländern, besonders da, wo Armut noch weit verbreitet ist, gilt als erwachsen, wer seine eigene Familie gründet. Und das passiert häufig viel früher als in Deutschland. Kinder müssen gefüttert werden und versorgt, das kann sich eine arme Familie nicht lange leisten. Millionen Kinder auf der Welt müssen deshalb zu schnell erwachsen werden. Zehn Milli-onen Mädchen weltweit werden jedes Jahr vor ihrem 18. Geburtstag verheiratet. 25.000 neue Kinderbräute pro Tag, das entspricht der Größe einer deutschen Kleinstadt. In Nepal kämpft CARE mit viel Geduld und Überzeugungskraft gegen diese Praxis. Wie das funk-tioniert, das lest Ihr ab Seite 64.

Eine weitere Wegmarke ist die Arbeitswelt: Wer sein erstes eigenes Geld verdient, ist kein Kind mehr. Viele Jugendliche jobben schon während der Schulzeit, nach der Ausbildung oder dem Studium geht es dann richtig los mit der 40-Stunden-Woche. Die ist übri-gens für Nicolas Böyer und Nikolas Klauser die größte Herausforderung: Letzterer war, Ersterer ist gerade nach dem Abi für ein Jahr Freiwilliger bei CARE. Ab Seite 76 unterhalten sie sich über ihre Erfahrungen im Berufsalltag einer Hilfsorganisation. Generell verschiebt sich der Einstieg in die Arbeitswelt in den Industriestaaten nach hinten, denn Ausbildung und Berufsorientierung dauern länger. Damit steht auch die Familienplanung für viele junge Menschen in Deutschland erst einmal hinten an. In den Ländern Nordafrikas wünschen sich Millionen junger Leute da-gegen nichts sehnlicher, als endlich einen Beruf er-greifen zu können. Die hohe Jugendarbeitslosigkeit in Ländern wie Tunesien, Ägypten oder Marokko war ein Auslöser für die Revolten des „Arabischen Früh-lings“: Im Januar 2011 starb ein 26-jähriger Gemü-severkäufer in Tunesien, der sich aus Protest gegen die Chancenlosigkeit selbst angezündet hatte. Eine ganze „Generation in der Warteschleife“ prägt viele arabischsprachige Länder, in denen fast jeder Dritte der 15 bis 24-Jährigen, auch und gerade diejenigen mit Universitätsabschluss, keinen Job hat.



So ergeht es vielen Jugendlichen. Warten darauf, dass die Schulzeit vorbei ist. Hoffen auf die erste Liebe. Den ersten Urlaub alleine. Den Job und das eigene Geld. Mit ein bisschen Glück und viel Fleiß kann das alles gelingen, zumindest hier in Deutschland. Ju-gendliche in anderen Teilen der Welt kennen diese Freiheit nicht immer. Mohamud Ahmed Hajir ist heute 32 Jahre alt, seine Heimat Somalia verließ er, als er zehn war. Was es bedeutet, im größten Flüchtlings-lager der Welt, im kenianischen Dadaab, aufzuwach-sen, davon berichtet er ab Seite 92. Auch die kleine Ghorooob hat ihre Heimat verloren. Der Bürgerkrieg in Syrien zwang ihre Familie zur Flucht ins Nachbar-



land Jordanien. „Meinen kleinen rosa Rucksack habe ich noch“, erzählt sie ab Seite 26. Aber das ist das Einzige, was ihr aus der Heimat bleibt. Nun heißt es warten: auf Frieden, auf Sicherheit und darauf, endlich wieder Kind sein zu dürfen.

** GET UP
STAND UP **

Rastalocken, gestrickte Mütze in rot, gelb und grün ...Bob Marley lebt, und das in unzähligen Jugendzimmern. Dagegen steht der Allgemeinvorwurf der Eltern: „Ihr seid so unpolitisch. Früher waren wir auf den Straßen, ihr hängt ständig vorm Bildschirm.“ Aber ist die Jugend wirklich weniger daran interessiert, dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern? Mathias Albert, einer der Mitautoren der Shell-Studie sieht das anders und erklärt im Interview mit Johanna Mitscherlich ab Seite 23, warum. Die Studie untersucht regelmäßig die Lebenswelten und Ansichten Jugendlicher in Deutschland und ermittelte 2010, dass Jugendliche sich besonders für Zukunftsthemen wie etwa den Klimawandel interessieren. Aber eine Straßendemo oder die Mitgliedschaft in einer Partei sind heute nicht mehr die einzigen Mittel, sich politisch Gehör zu verschaffen. Weltweit sind heute 2,3 Milliarden Menschen online unterwegs, in Entwicklungsländern hat sich ihre Zahl innerhalb von nur vier Jahren verdoppelt.

Für Jugendliche ist das Web eine nicht mehr wegzudenkende Quelle für alle möglichen Informationen, sei es für die Schule, fürs Einkaufen oder anstehende Reisen. Und das Internet bietet die Möglichkeit, mit Freunden in Kontakt zu bleiben. Milliarden Jugendliche weltweit haben ein Facebook-Profil, unterhalten sich über Skype oder folgen dem Nachrichtenfluss bei Twitter. Über solche und andere Plattformen organisiert sich auch politisches Engagement und Protest. Der Arabische Frühling 2011 wurde stark vom Internet begleitet, Demonstranten tauschten sich aus, Medienvertreter sandten Live-Updates von den Plätzen der Revolution. Eine virtuelle Gemeinschaft entstand, und sie verstärkte den Druck auf die Staatschefs, die

plötzlich ziemlich alt aussahen. Auch in Deutschland surfen Jugendliche politisch, sie unterzeichnen Online-Petitionen oder schreiben in Foren ihre Meinung. Dabei ist es ihnen weniger wichtig, welche Organisation sie unterstützen: Die Sache zählt. Jugendliche sind heute flexibler und mobiler, das gilt nicht nur für den Wohnort, auch für ihre politische Teilhabe. Ab Seite 20 beschreibt Thomas Knoll, was Engagement für Jugendliche in Deutschland heute bedeutet: Karriereschub oder Gutmenschentum – oder vielleicht von beidem ein bisschen.

*NUR NOCH KURZ DIE
* WELT RETTEN **

Noch hundertachtundvierzig Mails checken! So viele waren es dann nicht, aber es trafen insgesamt 136 Einsendungen bei uns ein. Anfang 2013 rief CARE zum ersten Mal zu einem Schreibwettbewerb für Kinder und Jugendliche auf, und der Tim Bendzko-Ohrwurm kam da als Motto gerade recht. Die Beiträge der schreibenden Weltenretter waren fantasievoll, nachdenklich und immer überraschend – der Jury fiel die Wahl wahrlich schwer. Keine Geringere als Bestseller-Autorin Cornelia Funke, das Redaktionsteam von DeinSPIEGEL und der Schulberaterkreis von CARE wählten die besten Texte der beiden Altersgruppen [elf bis 15 Jahre und 16 bis 20 Jahre] aus. Die beiden Gewinnertexte könnt Ihr ab Seite 52 lesen.

** FOREVER YOUNG **

Do you really want to live forever, forever young... In ein paar Jahren muss der Synthie-Ohrwurm der 1980er umgetextet werden, denn ewig jung bleiben dann vor allem die älteren Semester. Im Jahr 2050 wird es weltweit zum ersten Mal mehr Menschen über 60 geben, als solche, die ihren 15. Geburtstag noch vor sich haben. Im Jahr 2010 war die Welt im Durchschnitt noch keine 30 Jahre alt: Nahm man alle knapp sieben Milliarden Menschen, die den Globus bevölkern, und



ermittelte den Durchschnitt des Alters, kam die Zahl 29,2 heraus. Für 2050 schätzen Wissenschaftler, dass dieses Durchschnittsalter um zehn Jahre steigt: 37,9 Jahre ist dann der „Durchschnittsmensch“ alt, und er wird in einer Welt leben, in der es noch ein bisschen enger geworden ist: Bis 2050 wird es über zwei Milliarden Menschen mehr auf der Welt geben, die Schätzungen gehen von insgesamt 9,6 Milliarden Erdbewohnern aus. Wir werden also mehr und wir werden älter.

Eine düstere Prognose? Wie man’s nimmt. Natürlich wird sich einiges ändern in dieser Welt. In Deutschland leben Familien in Mehrgenerationenhäusern zusammen, Berufstätige arbeiten länger, Oma und Opa sind mobiler und unternehmungslustiger als früher. Gleichzeitig steigen die Kosten für unser Gesundheitssystem und die junge Generation muss sich darauf einstellen, im Laufe ihres Lebens mit Zeitverträgen, berufsbedingten Umzügen und Phasen der Arbeitslosigkeit umzugehen. Zeiten ändern sich... Auf Seite 82 haben wir einige Fakten rund ums Thema Jugend gesammelt.

ANOTHER
BRICK IN
THE WALL

Teacher! Leave them kids alone... Den Rhythmus des Pink-Floyd-Klassikers bekommt man so schnell nicht mehr aus den Ohren. Aber welche Kinder wollen denn von ihren Lehrern in Ruhe gelassen werden? In Deutschland, wo nach Hausaufgaben die nächste Klausur und darauf das gefürchtete Referat folgt, wünscht sich das sicher so mancher Schüler. Aber dort, wo ein Schulabschluss das Ende der Armut verheißt, hängen Kinder und Jugendliche an den Lippen ihrer Lehrer.

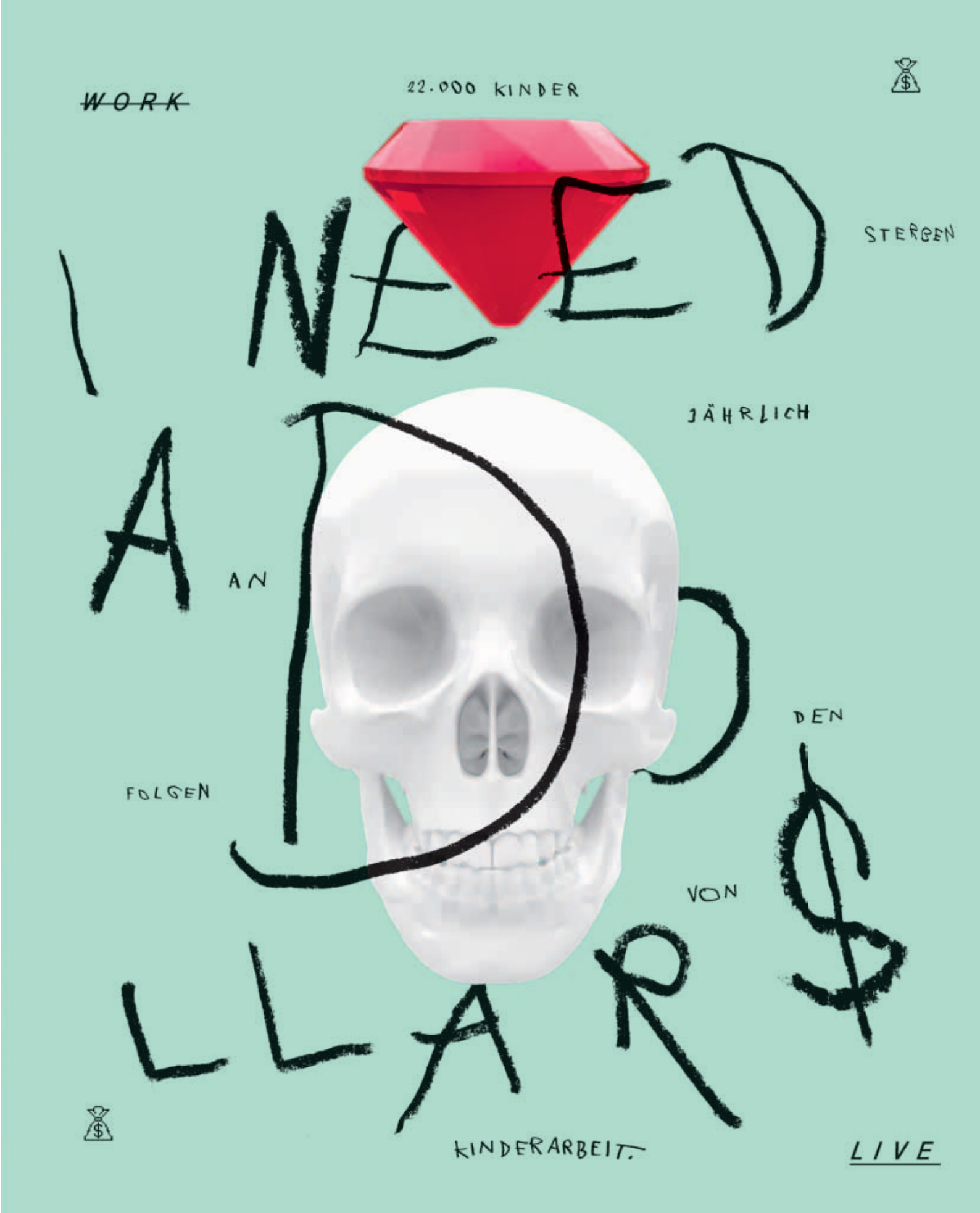
Bildungshunger, vielleicht sogar Bildungsheißhunger ist für Millionen Jugendliche rund um den Globus ein allzu bekanntes Gefühl. Sie laufen morgens zwei Stunden auf steinigen Wegen zur nächsten Schule, quetschen sich mit ihren Geschwistern und Nachbarn auf enge Bänke, hängen an den Lippen der oft nur dürftig ausgebildeten Lehrer und hüten ihren

Bleistiftstummel wie einen Schatz. James aus dem Südsudan erzählt ab Seite 36, wie er als 12-jähriger aus dem Sudan nach Äthiopien geflohen ist und dort Buchstaben auf dem Boden in den Staub gemalt hat. Denn Stifte oder Papier gab es nicht. Heute arbeitet James für CARE und hat seine eigenen Kinder nach Kenia geschickt – dort ist der Unterricht besser, sagt er, und damit auch ihre Zukunftsperspektiven. In Luxemburg kehren Jugendliche seit nunmehr drei Jahren an einem Tag im Oktober der Schule den Rücken und arbeiten in einem Betrieb mit. Die Aktion dayCARE verbindet Berufspraxis mit einer guten Sache, denn der Tageslohn der Jugendlichen kommt jungen Menschen in Ostafrika zugute. Wie genau das funktioniert, das erklärt Frédéric Hauptert ab Seite 42.

I NEED A DOLLAR *

...a dollar is what I need! Der Ohrwurm lädt zum sorgenfreien Tanzen ein, aber eigentlich geht es im Text um jemanden, der seine Arbeit verloren hat und dringend Kohle braucht. Geld regiert die Welt: auf dem Feld, in der Nähfabrik, im Steinbruch, als Hausbedienstete – geschätzte 153 Millionen Kinder zwischen fünf und 14 Jahren müssen arbeiten. Schule, Freizeit? Fehlanzeige. Stattdessen Knochenarbeit, die die kleinen Körper häufig nicht aushalten: Die Vereinten Nationen schätzen, dass 22.000 Kinder jedes Jahr an den Folgen der Arbeit sterben. Der Ausweg? Bildung – und Einkommensmöglichkeiten für die Familien. Wenn die Eltern sehen, dass mit der Schulbildung ihrer Kinder auch ihre Chancen auf ein bisschen materielle Sicherheit wachsen, dann können Jungen und Mädchen eher in die Schule gehen.

Und wie geht es nach der Schule weiter? Millionen junger Menschen weltweit sind bestens ausgebildet und wollen arbeiten, aber sie finden keinen Job. Auch vor Europa macht die Jugendarbeitslosigkeit nicht halt. In Frankreich sind 26 Prozent ohne Job, in Italien und Portugal 35 Prozent. In Griechenland und Spanien ist jeder zweite junge Erwachsene arbeitslos. In Deutschland sehen die Zahlen besser aus: Nur acht Prozent der unter 25-Jährigen haben keinen Ausbil-



dungs- oder Arbeitsplatz. Ein Praktikum ist oft der Einstieg zu einem Job, und das gilt nicht nur für Deutschland. Seit 2006 haben insgesamt fünf kambodschanische Studenten ihren Sommer bei CARE in Bonn verbracht und ein Praktikum absolviert. Heute sind sie alle berufstätig und erinnern sich zurück an ihre Zeit in Deutschland. Warum Channy heute schneller zu Fuß ist und welches deutsche Wort Chandara bis heute nicht aussprechen kann, das lest Ihr ab Seite 48.

* LIKE A VIRGIN *

Touched for the very first time... Während Madonna ironisch und selbstbestimmt singt, haben Millionen Mädchen weltweit keine Wahl. Sie werden früh verheiratet und müssen sich dem Willen ihres Ehemannes fügen. Die Folge: frühe Schwangerschaft, häufig Komplikationen, denn ihre noch nicht ausgewachsenen Körper sind oft noch gar nicht bereit dafür, ein Kind zu gebären. Das Risiko für Mädchen unter 15 Jahren, während der Schwangerschaft oder Geburt zu sterben, ist fünfmal so hoch wie für Frauen, die älter als 20 Jahre sind. Und nach dem ersten, zu häufig unfreiwilligen Mal, erleben unzählige Frauen sexuelle Gewalt ihr Leben lang. Schätzungen gehen davon aus, dass jede fünfte Frau mindestens einmal in ihrem Leben Gewalt erleiden musste. Schläge, Beleidigungen, Vergewaltigung: Die Liste der Tötlichkeiten ist lang und die Überlebenden müssen mit den Folgen leben: körperliche Schmerzen, Scham, Ausgrenzung.

Die heute 19-jährige Aline war 14, als sie ihr erstes Kind bekam. Die junge Frau lebt im Ostkongo und berichtet ab Seite 86 davon, wie sie mit ihrer Familie vor kriegesischen Auseinandersetzungen fliehen musste und was sie tut, um sich und die Frauen in ihrem Umfeld vor Gewalt zu schützen. Ihre Geschichte zeigt, dass sexuelle Gewalt viele Facetten hat. Missachtung, Schläge, frühe Hochzeit oder einfach nur die Tatsache, dass Frauen bei Verhütung und Familienplanung viel zu oft keine Stimme haben.

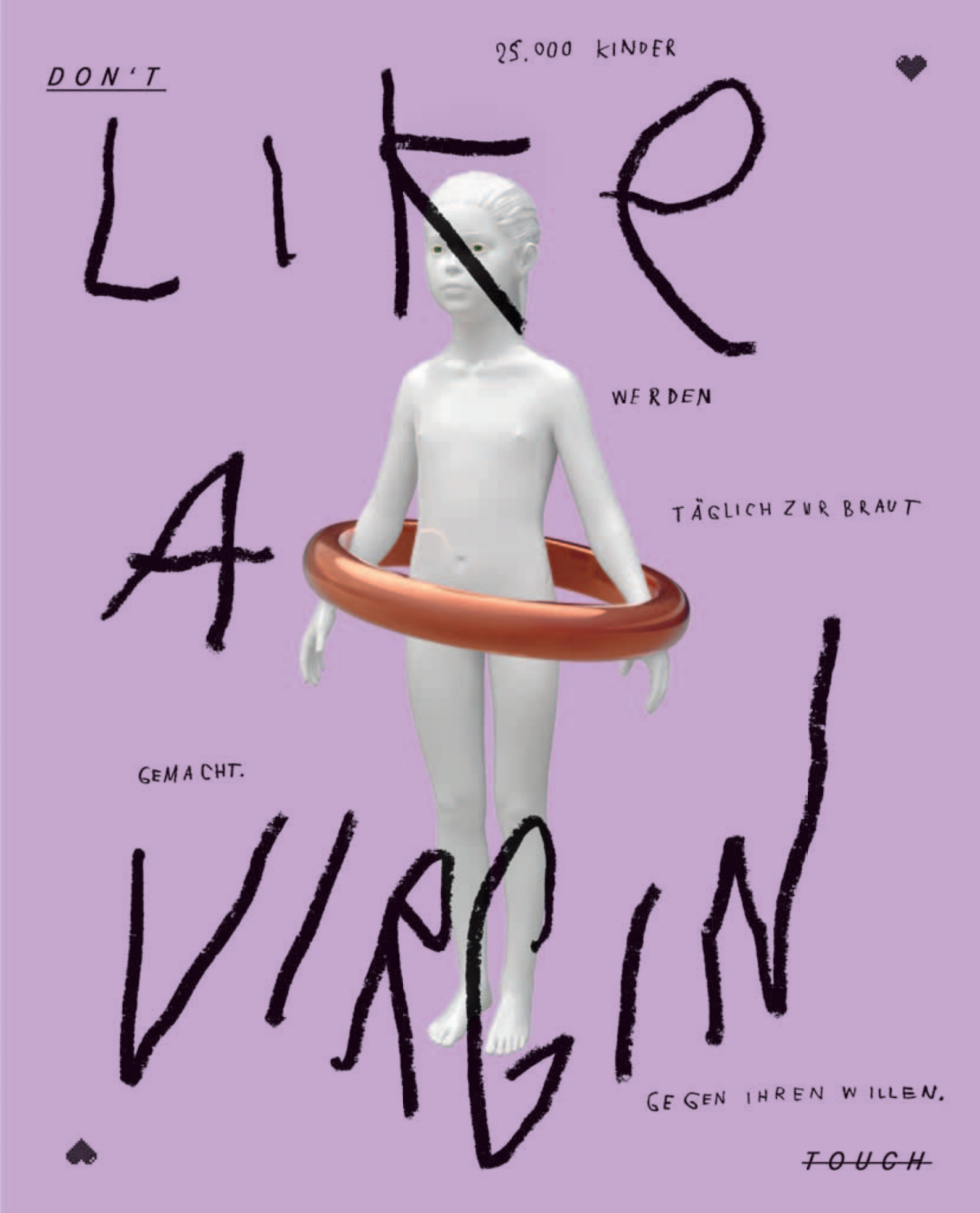
Im Jemen und Afghanistan sind Kinderbräute kein Einzelschicksal. Das zeigt die Fotoserie von Stephanie Sinclair ab Seite 68. Die scheinbare Idylle

des Familienfotos täuscht: Hier stehen nicht Vater und Tochter nebeneinander, sondern Mann und Frau.



Es ist 1996, meine Freundin ist weg und bräunt sich... Wer in den Neunzigern jung war, kann den Fettes-Brot-Klassiker bestimmt textsicher mitsummen. Jung zu sein bedeutet nicht schwarz und nicht weiß, nicht ja und nicht nein. Schon lange kein Kind mehr, aber irgendwie auch noch nicht so wie die Erwachsenen. Soll ich's wirklich lassen, oder lass ich's lieber sein? Einige Antworten darauf findet Ihr in diesem Magazin. Den Rest probiert Ihr am besten selbst aus.

Viel Spaß!





Junger Mann, junges Land

Besnik Leka unterstützt Jugendliche im Kosovo dabei, ihren Platz im Leben zu finden. Manchmal macht er dabei auch Theater.

aufgezeichnet von Jobanna Mitscherlich

Ich bin in Kamenica aufgewachsen, einer kleinen Stadt mit etwa 20.000 Einwohnern im Osten des Kosovo. Wir lebten zu siebt in zwei kleinen Zimmern auf engstem Raum zusammen, meine Eltern, meine Schwestern, mein kleiner Bruder und ich. Wir mussten alles teilen: unser Essen, unser Zimmer, unsere Privatsphäre. Wenn meine Schwestern sich umzogen, schloss ich die Augen. Wir hatten damals – wie fast alle Menschen im Kosovo – sehr wenig Geld zum Leben. Nach dem Zusammenfall Jugoslawiens hat die serbische Regierung den Autonomiestatus des Kosovo rückgängig gemacht. Die Kosovo-Albaner, die für öffentliche Institutionen oder staatliche Betriebe arbeiteten, wurden entlassen. Kosovo-albanische Schüler und Studenten wurden vom Bildungssystem ausgeschlossen. Der Kosovo wurde die ärmste Region Serbiens und wurde von den wirtschaftlichen Krisen der 1980er und 1990er Jahre besonders getroffen. Als ich fünf war, 1989, gab es vom Milosevic-Regime keine Investitionen oder Subventionen mehr für Kosovo. Die Kosovo-Albaner wollten ihren eigenen Staat, Serbien wollte das Gebiet weiterhin als Provinz in seinem Staatsgebiet behalten. 1998 brach dann der Krieg aus.

Mein Vater war Förster, aber während und nach dem Krieg, der 1999 endete, wurden die meisten Wälder im Kosovo illegal abgeholzt. Die Polizei tat nichts dagegen und er konnte nicht mehr genug verdienen, um uns alle zu ernähren. Also hat meine Mutter ein kleines Geschäft aufgemacht, in dem sie mit einer Nähmaschine kleine Stickbezüge und Bettbezüge herstellte. Wir Kinder haben die Löcher gestochen, die Muster gezeichnet und dann mit Tinte ausgefüllt. Das Geschäft meiner Mutter lief gut. Die besten Abnehmer waren immer die „Schatzies“, so nennen wir die in Deutschland lebenden Kosovo-Albaner. Sie fielen hier auf, mit ihren schicken Klamotten und teuren Autos. Wann immer sie für ein paar Wochen ins Dorf kamen, um eine Frau zum Heiraten zu finden, konnte meine Mutter ihnen alles für den neuen gemeinsamen Hausstand zusammenstellen: ein Deckchen für den Fernsehtisch, fürs Bett, für den Esstisch.

BESNIK MACHT THEATER

Für uns Kinder gab es in Kamenica nicht viel: Das einzige Kino konnten wir uns nicht leisten und die Schule wurde in Schichten abgehalten, weil es zu viele Schüler und zu wenige Lehrer gab. Ohne Geld gab es hier nur zwei Möglichkeiten: Entweder engagierte man sich in der Kirche oder in der Moschee. Deswegen war ich glücklich, als sich die Theater- und Tanzgruppe „Global Motion“ gründete. Ich meldete mich sofort an. Ich stand auch in der Schule schon einmal auf der Bühne, damals spielte ich

den Prinzen bei „Schneewittchen“. Ich liebe die Bühne, aber ich bin vor Auftritten immer nervös. Bei meinem ersten Auftritt mit „Global Motion“ spielte ich die Hauptrolle in einem Stück, das „Wahrheit“ hieß. Ich war natürlich mächtig stolz – aber auch unglaublich aufgeregt. Ich spielte ein Kleinkind, das mit seinem Schlabberlätzchen und Hosenträgern zum ersten Mal in eine große Stadt kommt und die Welt entdeckt. Das Kind trifft viele verschiedene Menschen: einen Gelehrten, dann einen Doktor, einen Architekten, einen Priester, einen Bettler, einen Dieb. Auf ihren Rücken kleben jeweils Papiere, auf denen „Veridad“, „Truth“, „Alitheia“, „Verteta“, „Istina“ oder „Wahrheit“ steht. Das Kind fragt die Menschen: „Wer bist Du?“ Und alle antworten ihm: „Ich bin die Wahrheit, Du sollst so sein wie ich.“ Mit jeder neuen Wahrheit ist das Kind verwirrter und kann nicht mehr zwischen „wahr“ und „falsch“ unterscheiden. Es versammelt also alle Wahrheiten um sich herum, die sofort beginnen, sich zu streiten. Das Kind reißt ihnen schließlich all die Wahrheitsschilder von ihren Rücken, legt sie auf der Bühne wie ein Puzzle zusammen und bastelt daraus seine eigene Wahrheit. Im Publikum saßen viele verschiedene Nationalitäten, Serben und Albaner, Jung und Alt aus unterschiedlichen Schichten. Für Menschen auf dem Balkan ist es wichtig zu verstehen, dass es nicht nur eine Wahrheit gibt. Es gibt viele Wahrheiten. Ohne Vielfalt kann es keine Einheit geben.

KELLNERN ODER NICHT KELLNERN

Als ich 17 Jahre alt war, schrieb „Global Motion“ eine Stelle aus. Sie suchten einen lokalen Leiter für eine der Jugendgruppen. Ich war hin- und hergerissen, denn ich hatte eine Stelle als Kellner in einem Hotel-Restaurant, aber ich arbeitete schwarz. Das bedeutet keine Steuern, aber auch keine Versicherung und man konnte mir jederzeit kündigen. Ein fester Vertrag war da natürlich etwas ganz anderes. Mein Vater sagte zu mir: „Ich will nicht, dass Du kündigst. Wir brauchen das Geld.“ Und ich mochte meinen Job in dem Hotel, es gab umsonst Essen und die Arbeit machte mir Spaß. Das konnte ich natürlich nicht einfach aufgeben. Gleichzeitig brannte ich darauf, mit anderen jungen Menschen zu arbeiten. Aber ich konnte noch nicht mal Englisch, eine der Voraussetzungen für die Stelle. Wir hatten Englisch zwar in der Schule, aber während des Krieges und danach wurden alle guten Lehrer von der internationalen Schutztruppe KFOR, den Vereinten Nationen oder anderen internationalen Organisationen abgeworben. Sie suchten qualifizierte, lokale Kräfte, und es waren eben meistens die Englischlehrer, die als Einzige gut Englisch sprechen konnten.

Es gab also viele Gründe, sich nicht bei „Global Motion“ zu bewerben. Dann aber sagte ein Kellner-Kollege zu mir: „Wenn Du Kellner bleibst, wirst Du vielleicht irgendwann der beste Kellner, vielleicht der Chef aller Kellner. Aber wenn Du bei dieser Organisation genommen wirst, wer weiß, was dann noch für eine große und interessante neue Welt auf Dich wartet?“ Er sagte genau, was ich hören musste. Ich kündigte, und nach dem Bewerbungsgespräch meinten die Chefs zu mir: „Besnik, Du kannst kein Englisch, Du bist noch nicht mit der Schule fertig. Eigentlich erfüllst Du keine der Voraussetzungen. Aber Du glaubst an das, was wir hier tun, mehr als jeder andere.“ Schließlich beschloss sie, eine zusätzliche Assistenten-Position zu schaffen. Für mich! Ich beendete die Schule und lernte Englisch, indem ich mir die amerikanische Serie „Sex and the City“ anschaute. Schuhe, Kleider und Liebesgeschichten trafen zwar nicht ganz meinen Geschmack, aber die Damen sprachen Englisch und ich konnte englische Untertitel einblenden, um zu sehen, wie die Worte geschrieben werden. Außerdem wohnte ich mit einem Kollegen in einer Wohngemeinschaft. Er kam aus Malaysia und ich war gezwungen, mit ihm Englisch zu sprechen. Das meiste habe ich wohl von ihm gelernt. Nach einem halben Jahr wurde ich Koordinator, nach einem Jahr stellvertretender Leiter.

JUNG IST NICHT EINFACH IM KOSOVO

Seit diesem Job ist mir klar, dass ich mein ganzes Leben lang mit jungen Menschen arbeiten möchte. Der Kosovo ist nicht nur in seinem Bestehen ein „junges Land“: Etwa 70 Prozent der Einwohner sind jünger als 26 Jahre. Viele Jugendliche verbringen ihre Freizeit vor dem Fernseher, geraten in Straßenkämpfe und rutschen in die Kriminalität ab. Es gibt kaum Freizeitaktivitäten und die Eltern haben häufig kaum Zeit für ihre Kinder. Auch die Bildungsmöglichkeiten der Jugendlichen sind schlecht. Die Klassen sind überfüllt und der Unterricht wird in verschiedenen Gruppen entweder morgens oder abends abgehalten, weil es einfach nicht genügend Lehrer gibt. Wenn die Jugendlichen die Schule beenden, finden sie selten einen Job – mehr als die Hälfte von ihnen ist arbeitslos.

Seit fast drei Jahren arbeite ich nun bei CARE. Ich möchte der Jugend das zurückgeben, was ich selbst lernen durfte: Dass ich nicht überflüssig bin, sondern dass es Chancen, Perspektiven, eine Zukunft für mich gibt. Ich wusste selbst als Jugendlicher nicht, was ich vom Leben erwarte. Wie viele andere wollte ich im Ausland arbeiten, Geld verdienen und immer wissen, was für mich selbst dabei herauspringt. Heute ist mir klar, dass ich vor allem dabei helfen möchte, mein Land wiederaufzubauen.

Ich will etwas dazu beitragen, andere Menschen glücklich zu machen. Das, was ich dabei fühle, ist so viel mehr wert als alles Geld, das ich verdienen könnte.

In der „Young Men Initiative“ von CARE werden Hunderte Jugendliche zwischen 13 und 19 Jahren von ebenfalls jungen Männern zwischen 22 und 30 Jahren betreut. Sie spielen zusammen Fußball oder Basketball, treffen sich zum Filmeschauen. Dazu nehmen sie an Workshops teil, in denen sie Themen wie Geschlechterrollen, Gewalt, Alkohol, Drogen und Sexualität besprechen. Im Schulcurriculum findet das häufig gar keinen Platz. „Wie wird ein Kondom benutzt?“ oder „Was mache ich, wenn ich verliebt bin?“ Solche Fragen können die jungen Männer hier ohne Scham besprechen.

BLUMEN, WINDELN WECHSELN
UND WIEDER THEATER

Ich schätze an CARE besonders, dass wir sehr eng mit lokalen Organisationen zusammenarbeiten, ihre Ideen unterstützen und sie stark machen. Wir beraten und entscheiden zusammen und treten nicht nur als Geldgeber auf. Wir treffen uns häufig, arbeiten Pläne durch, richten Kampagnen aus, sprechen mit den Jugendlichen, ihren Eltern und Schulen. Zum Internationalen Frauentag am 8. März haben wir zum Beispiel Blumen an Fußgänger in der Innenstadt Pristinas verteilt. An den Blumen hängen kleine Grußkarten für die Mädchen und Frauen dieser Welt. Eine wichtige Geste in einer Gesellschaft, die immer noch sehr stark vom Machotum dominiert ist.

Deswegen ist das Motto unserer Arbeit auch „Be a man“ – Sei ein Mann! In unserer Kultur haben Schwestern, Mütter und Ehefrauen immer noch nur wenig zu entscheiden. Das übernehmen ihre Brüder, Söhne und Ehemänner für sie. Ich bin selbst mit einer starken Mutter und drei Schwestern aufgewachsen. Dass für viele Männer im Kosovo das Wort einer Frau nichts zählt, macht mich wütend. In der „Young Men Initiative“ lernen die Jugendlichen, dass ein Mann zu sein eben auch bedeutet, einer Frau zuzuhören, Windeln zu wechseln oder im Haushalt zu helfen. Ich bin stolz, wenn die Teilnehmer das verinnerlichen und sich verändern, sozialer werden. Viele von den Jungen erzählen uns, wenn wir sie kennenlernen, dass sie später einmal Fußballstar oder Sänger werden möchten. Nach ein paar Monaten ändert sich das. Sie wollen dann etwas zur Gemeinschaft beitragen, möchten als Arzt oder Sozialarbeiter anderen helfen. Einige ehemalige Teilnehmer sind heute bereits Gruppenleiter.

Seit einiger Zeit haben wir auch unsere eigene Theatertanzgruppe gegründet und proben zweimal die Woche. Unsere Stücke

drehen sich um soziale Themen wie Geschlechtergleichheit, HIV/ Aids, ethnische Auseinandersetzungen oder Drogenmissbrauch. Wir tanzen nicht einfach nur, wir vermitteln dem Publikum Botschaften. Ich will keine Vorlesungen halten. Ich finde, Bildung sollte immer auch Spaß machen. Als ich das erste Mal wieder auf der Bühne stand, habe ich gemerkt, wie sehr ich das vermisst habe. Ich habe seit meinen letzten Auftritten vor zehn Jahren zugenommen und konnte mich nicht mehr ganz so schnell und agil bewegen wie früher. Aber es hat mich glücklich gemacht, mit den Jungs der „Young Men Initiative“ zu tanzen und das Publikum zu begeistern.

Ich habe zwei Schwestern. Meine ältere Schwester lebt heute in Stuttgart. Meine jüngere Schwester war 17, als sie ihren Freund kennenlernte. Das ist sehr jung und im Islam so eigentlich nicht vorgesehen. Sie wollten es geheim halten, aber ein ehemaliger Kollege von mir hatte die beiden zusammen gesehen und es mir verraten. Als größerer Bruder hätte ich nach unseren Traditionen eigentlich dafür sorgen müssen, dass er meine Schwester heiratet. Man hat Angst, dass der junge Mann das Mädchen verlässt und es dann nichts mehr wert ist. Ich wollte damals nicht, dass das der Grund ist, um ein Leben miteinander zu verbringen. Als ich die beiden zusammen antraf, sagte ich stattdessen zu dem jungen Mann und meiner Schwester: „Lasst Euch Zeit, Ihr seid noch so jung. Vielleicht seid Ihr ja doch irgendwann nur Freunde.“ Der Freund meiner Schwester dachte, ich würde scherzen. Er hatte richtig Angst und brüllte mich an: „Nimm mich nicht auf den Arm, ich heirate sie, wirklich!“

Der Freund bestand darauf, dass er meine Schwester heiraten müsste. Er wollte es, glaube ich, auch wirklich. Aber die beiden waren so jung und ich hatte zu viele Freunde gesehen, die geheiratet und ihre Träume an den Nagel gehängt haben und in Kamenica geblieben sind. In Kamenica gibt es keine Universität, kaum Möglichkeiten, es ist eine Sackgasse des Lebens. Kurze Zeit später besuchte ich den Freund meiner Schwester in einem Irish Pub, in dem er arbeitete. Ein schwerer Gang, auch, weil ich gegen Rauch allergisch bin und ich ihn vor lauter Qualm kaum hinter dem Tresen sehen konnte. Auch nach dem Schrecken, den ich ihm bei unserem ersten Treffen eingejagt hatte, sagte er mir: „Ich meine es wirklich ernst mit Deiner Schwester!“ Ich erklärte ihm, dass ich es wichtig finde, dass sie beide zur Uni gehen. Im Kosovo will der Mann der „Versorger“ sein, sobald er heiratet. Und die Frau soll schnellstmöglich Kinder bekommen. Eine Heirat wäre das Ende ihrer Lebensträume gewesen. Ich konnte die beiden umstimmen und sie ließen sich Zeit. Vor ein paar Monaten, am 12.12.2012, haben sie dann aber doch geheiratet. Sie wohnen mittlerweile zusammen in Pristina, meine Schwester

studiert Jura an der Uni, ihr Mann hat sein Pädagogik-Studium abgeschlossen. Ich glaube, bevor ich für CARE und die „Young Men Initiative“ gearbeitet habe, hätte ich noch nicht so cool reagiert.

Für meine Kollegen bei CARE bin ich selbst noch ein „young man“, sie nennen mich „Mali“, das heißt „der Kleine“ auf Serbisch. Am Anfang hatte ich ein bisschen Sorge, dass ich deswegen nicht respektvoll behandelt werden würde. In der Kultur des Kosovo muss der Jüngste gehorchen und tun, was die Älteren ihm sagen. Bei CARE gelten diese Spielregeln aber nicht. Im Gegenteil. Letztens hat ein serbischer Kollege zu mir gesagt: „Besnik, Du weißt alles. Du solltest Präsident werden!“

Dabei will ich gar nicht Präsident werden. Aber wenn ich irgendwann mal einen Wunsch frei hätte, dann möchte ich eines Tages eine Schule leiten.



Besnik Leka möchte sein ganzes Leben lang mit jungen Menschen arbeiten. Seit drei Jahren betreut er die „Young Men Initiative“ von CARE im Kosovo.

Mittendrin statt nur dabei?

*Spendendose oder Flashmob, Karriere-Strategie oder Gutmenschentum?
Warum und wie Jugendliche sich in Deutschland sozial engagieren.*

von Thomas Knoll



„Ja hallo, ich möchte gerne Spendendosen bestellen, damit ich für die Menschen in Japan sammeln kann“, so die jugendliche Stimme am Telefon. Die Dreifachkatastrophe in Japan, nachdem ein schweres Seebeben einen Tsunami auslöste und das Atomkraftwerk Fukushima beschädigte, war gerade einmal drei Tage her. Nils, Fünftklässler der Gemeinschaftshauptschule Neunkirchen-Seelscheid, hatte im Schulunterricht über die Ereignisse in Japan gesprochen, und nun stand für ihn fest: Er musste etwas unternehmen, um den betroffenen Menschen zu helfen. Er erstellte mit seiner Mutter eine Infomappe und kam auf die Idee, einen Kuchenbasar zu organisieren. Schnell konnte Nils nicht nur seine Mitschüler, sondern auch seine Klassenlehrerin und die Schulleiterin von seiner Idee überzeugen. Auch die Eltern seiner Mitschüler unterstützten sein Vorhaben. In seiner Klasse wurde dann ein Projekttag zu den Ereignissen in Japan

veranstaltet. Erdbeben, Tsunami, Atomenergie – das waren die Themen. Aber auch über die Arbeit von Hilfsorganisationen wie CARE wurde gesprochen. Eigentlich ging es ihm nur darum, einen kleinen Beitrag zur Hilfe für die Betroffenen zu leisten. Für seine Mutter war aber noch etwas ganz anderes wichtig: Nils traute sich, die Dinge in die Hand zu nehmen, sich auch gegen Widerstände durchzusetzen und an seinem Plan festzuhalten. Das ist keine Selbstverständlichkeit, schon gar nicht für einen Elfjährigen.

TURBO-ABI UND DANN NOCH ENGAGIERT?

Eigentlich ist Nils als Hauptschüler ein eher untypischer Unterstützer: An Gymnasien und auch Gesamtschulen ist das außerschulische Engagement deutlich stärker ausgeprägt, so zeigt

es zumindest die Statistik. Dieser Trend setzt sich im Erwachsenenalter fort. Rund ein Drittel der Bevölkerung mit Abitur und Universitätsabschluss ist regelmäßig freiwillig tätig, unter den Bürgern mit Volksschulabschluss ohne Lehre sind es lediglich neun Prozent. Laut einer Emnid-Studie engagiert sich jeder vierte Bundesbürger ehrenamtlich, das Freiwilligensurvey von TNS Infratest spricht sogar von mehr als einem Drittel Engagierter, hinzu kommt ein weiteres Drittel Menschen, die am Ehrenamt zumindest Interesse haben. Bürgerschaftliches Engagement bildet seit jeher eine tragende gesellschaftliche Säule in Deutschland, die eigentliche Überraschung aber lautet: Der Trend ist keineswegs rückläufig, unter Kindern und Jugendlichen ist das Interesse am Engagement weiterhin ungebrochen – und das in Zeiten von Turbo-Abitur und verkürzten Studienzeiten, die immer weniger Zeit und Raum für das Leben außerhalb des Hörsaals lassen.

Lernen oder Gutes tun? Tatsächlich stehen dem sozialen Engagement von Kindern und Jugendlichen die gestiegenen Leistungsanforderungen zunehmend im Weg. Dabei ist die Förderung des Engagements gerade von jungen Menschen besonders wichtig, wie Eva Maria Antz von der Stiftung Mitarbeit erläutert: „Erfahrungen und Untersuchungen zeigen: Wer sich später im Leben engagiert, hatte in der Regel schon als Jugendlicher ein Engagement. Deshalb ist es von enormer Wichtigkeit – für die Einzelnen wie auch für unsere Gesellschaft –, dass Menschen schon in ihrer Jugend Engagementerfahrungen machen können.“

MITMACHEN, KÜMMERN, HELFEN: AUF DEM LEHRPLAN

Die Bonner Marie-Kahle-Schule hat einen Weg gefunden, Leistung und Engagement miteinander zu verbinden: „In unserer Schule sollen sich alle wohlfühlen und achtsam miteinander umgehen. Wir wollen an unserer Schule ein Lebensfeld gestalten, in dem Verantwortungsbewusstsein, gegenseitiger Respekt, Höflichkeit und Toleranz die Grundlage für gemeinsames Lernen und vertrauensvolle Zusammenarbeit sind“, so heißt es in der Schulcharta. Dass dies keine leeren Floskeln sind, zeigt der Schulalltag im Bonner Norden. Mobbing-Prävention und das Buddy-Prinzip – „Aufeinander achten. Füreinander da sein. Miteinander lernen“ – gehören ebenso dazu wie die Partnerschaft mit einem Schulprojekt von CARE in Sambia und die Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte der Stadt Bonn. Und selbstverständlich ist die Marie-Kahle-Gesamtschule Inklusionsschule, in einer „integrativen Lerngruppe“ lernen fünf Schülerinnen und Schüler mit unterschiedlichem Förderbedarf gemeinsam mit 20

Regelschülern. „Engagiert man sich für andere, für sich selbst oder für eine gute Sache, lernt man alles, was man braucht, um sich die Welt zu erschließen. Durch eigenes Engagement lernt man nicht für das Leben – das ist das Leben. Deshalb lehren wir Engagement“, erklärt die Schulleiterin Sabine Kreutzer.

Dem Gymnasium Alleestraße in Siegburg hat der langjährige Einsatz für Entwicklungsthemen nun den Titel „Schule der Zukunft“ eingebracht. Lohn für viele Jahre des Engagements, das ganz wesentlich von der Afrika-AG getragen wird. Von Niger über Kenia bis Sambia reicht die Unterstützung aus Siegburg, mehrmals schon besuchten afrikanische CARE-Mitarbeiter die Schule und berichteten von den Lebenswelten in ihren Ländern: So wird Entwicklungszusammenarbeit lebendig.

Auch am Gymnasium im bayrischen Olching wird einiges dafür getan, das schulische Engagement zu fördern. Zu Beginn eines jeden Schuljahres treffen sich die Schülerinnen und Schüler mit Ämtern und besonderen Aufgaben zu einer mehrtägigen Klausur – und werden dafür vom Unterricht freigestellt. Neben der Schülermitverwaltung SMV sind hier auch Streitschlichter und Tutoren dabei – alles in allem rund 80 Kinder und Jugendliche, die sich in irgendeiner Form an der Schule engagieren. Verena Büllesbach ist eine der Aktiven: „Ob SMV, Tutoren, Sanitäter oder Zirkus: Engagement wird bei uns an der Schule vielseitig unterstützt, gerade weil es ein Bewusstsein für Hilfsbereitschaft und soziales Miteinander schafft. Für mich bedeutet es, Interesse an alternativen Themen zu zeigen und einen Beitrag für die Gesellschaft zu leisten.“

OFFLINE ODER ONLINE? FÜR DEN ZWECK ODER FÜR DIE ORGANISATION?

Auch nach der Schulzeit bieten sich viele Möglichkeiten für ehrenamtliches Engagement. Etwa bei den Aktionskreisen von CARE, die es in mehreren deutschen Großstädten von München bis Berlin gibt. Sie unterstützen die Informations- und Bildungsarbeit von CARE an Ständen, bei Veranstaltungen und Kampagnen. „Uns ist wichtig, dass sich alle Ehrenamtlichen mit ihren unterschiedlichen Interessen und Fähigkeiten bei uns einbringen können. Nicht umsonst sind wir eine bunt gemischte Truppe Engagierter jeden Alters“, erzählt Volker Kreutzer vom Aktionskreis Bonn. Doch gerade jüngere Leute scheuen immer mehr feste Zugehörigkeiten und langfristige Bindungen. Sie wollen sich engagieren, ohne sich auf eine bestimmte Organisation oder Initiative festzulegen, und das auf möglichst zeitgemäße Weise. Genauso, wie das soziale Leben zunehmend online stattfindet, verlagert sich auch das Engagement zunehmend ins

Netz: Kampagnenseiten wie [avaaz.org](#) oder [campact.de](#) bieten die Möglichkeit, sich per Mausklick zu engagieren. Mitmachaktionen im „echten Leben“ gibt es weiterhin, aber die Teilnahme an einem Flashmob ist für viele Jugendliche ungleich reizvoller, als einen Großteil des Wochenendes am Info-Stand in der Fußgängerzone zu verbringen. Initiativen wie „Gemeinsam für Afrika“ und „Deine Stimme gegen Armut“ haben sich diese neuen Methoden längst zu eigen gemacht und ihre Öffentlichkeitsarbeit vom Mief der altmodischen Flugblattaktionen befreit. „Um die Öffentlichkeit wirklich zu erreichen, setzen wir verstärkt auf ungewöhnliche Aktionen: Mit Sprühkreide und Leichenumriss auf der Straße – wenn solch eine Aktion mit einer politischen Message verbunden ist und sogar die Presse vorbeikommt, ist das spannend und gleichzeitig wirksam“, so Anke Scheid, die für den Verband VENRO die Kampagne „Deine Stimme gegen Armut“ koordiniert.

Andere Jugendliche wollen sich schlicht thematisch nicht festlegen und betätigen sich als „Springer“ für alle möglichen Initiativen – Hauptsache ist, es geht dabei immer um die gute Sache. Für Organisationen wie CARE ist das weniger Fluch als Segen. Einer der wichtigsten Partner des Münchner Aktionskreises von CARE etwa ist die Initiative „Hannes München“, deren Mitglieder bereit sind, fast jeden guten Zweck zu unterstützen: „Wann immer wir Zeit haben, sind wir mit von der Partie – solange wir den Zweck der Aktion für sinnvoll erachten. Auch Helfer benötigen ab und an Unterstützung und wir von ‚Hannes München‘ möchten durch unseren Beitrag etwas bewegen. Uns am Herzen liegt es aber ebenso, auch darüber zu sprechen, wenn man etwas Gutes getan hat!“, so Timmy Stretz von „Hannes.München – bewegt etwas“. Die Teilnahme an großen Events wie dem München Marathon oder dem Tollwood Festival wären für den ehrenamtlichen CARE-Aktionskreis alleine kaum zu stemmen gewesen.

ENGAGEMENT ZÄHLT – AUCH MONETÄR!

In welcher Form auch immer, freiwilliges Engagement trägt zu einem beträchtlichen Teil des Bruttoinlandsproduktes bei. Eine Studie von Betterplace Lab beziffert ihn für Deutschland auf mehr als vier Prozent beziehungsweise 89 Milliarden Euro jährlich. Kein Wunder, dass der Staat dieses Engagement erheblich fördert. Immer mehr Kommunen und Regionen führen die sogenannte Ehrenamts-Card ein, die engagierten Bürgerinnen und Bürgern Ermäßigungen bei Veranstaltungen, in öffentlichen Einrichtungen und im öffentlichen Nahverkehr bietet. Für developmentpolitisch Interessierte reichen die Angebote vom Schulaustauschprogramm ENSA über das ASA-Programm für

Studierende bis hin zu weltwärts, das Jugendlichen nach dem Schulabschluss einen Aufenthalt in einem Auslandsprojekt ermöglicht. Mehr als 150 Nichtregierungsorganisationen beteiligen sich derzeit an weltwärts. All diese Inlandsangebote sind seit kurzer Zeit in einer neu geschaffenen Service-Agentur des Bundes gebündelt, die sich nicht umsonst „Engagement Global“ nennt. Sie soll als zentrale Anlaufstelle rund um entwicklungspolitisches Engagement in Deutschland fungieren – nicht nur, aber ganz besonders auch für junge Menschen wie Nils, Verena oder Timmy.

WAS ABER TREIBT SIE ALLE AN?

Die Antwort ist so einfach wie plausibel: „je nachdem“. Forscher sagen, dass viele Freiwillige keineswegs aus rein altruistischen Motiven handeln, vielmehr erwarten auch sie einen „Return on Engagement“, also einen Gegenwert für die geopferte Zeit und Hingabe. Der allerdings kann höchst unterschiedlich aussehen. Während ältere Engagierte gesellschaftliche Anerkennung und soziale Kontakte suchen, so ist für viele jüngere Menschen soziales Engagement schlicht Bestandteil eines vernünftigen Karrieremanagements. Engagement steht für die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen und teamfähig zu sein und schult die Fähigkeit, Projekte umzusetzen. Darum macht sich ehrenamtliches Engagement heutzutage gut im Lebenslauf. Laut einer Umfrage von UNIVERSUM ist dieser Aspekt für Top-Arbeitgeber heutzutage gleichbedeutend mit den Studienleistungen der Bewerber. Am Ende aber – und das gilt für alle – geht es doch „um den Spaß an der guten Sache“, wie Eva Dohle vom Berliner Aktionskreis bestätigt: „Ich engagiere mich im CARE-Aktionskreis, weil wir unser Engagement selbst gestalten. Wir setzen die Aktionen um, die uns Spaß machen und die wir für sinnvoll halten. Dabei passiert immer etwas Überraschendes und Schönes. Meistens sind das gute Gespräche mit interessierten Menschen oder Kinder, die sich riesig freuen, wenn sie ein kleines CARE-Paket oder einen Schlüsselanhänger bei unserem Glücksrad gewinnen. Ihr Interesse und ihre Freude motivieren mich.“

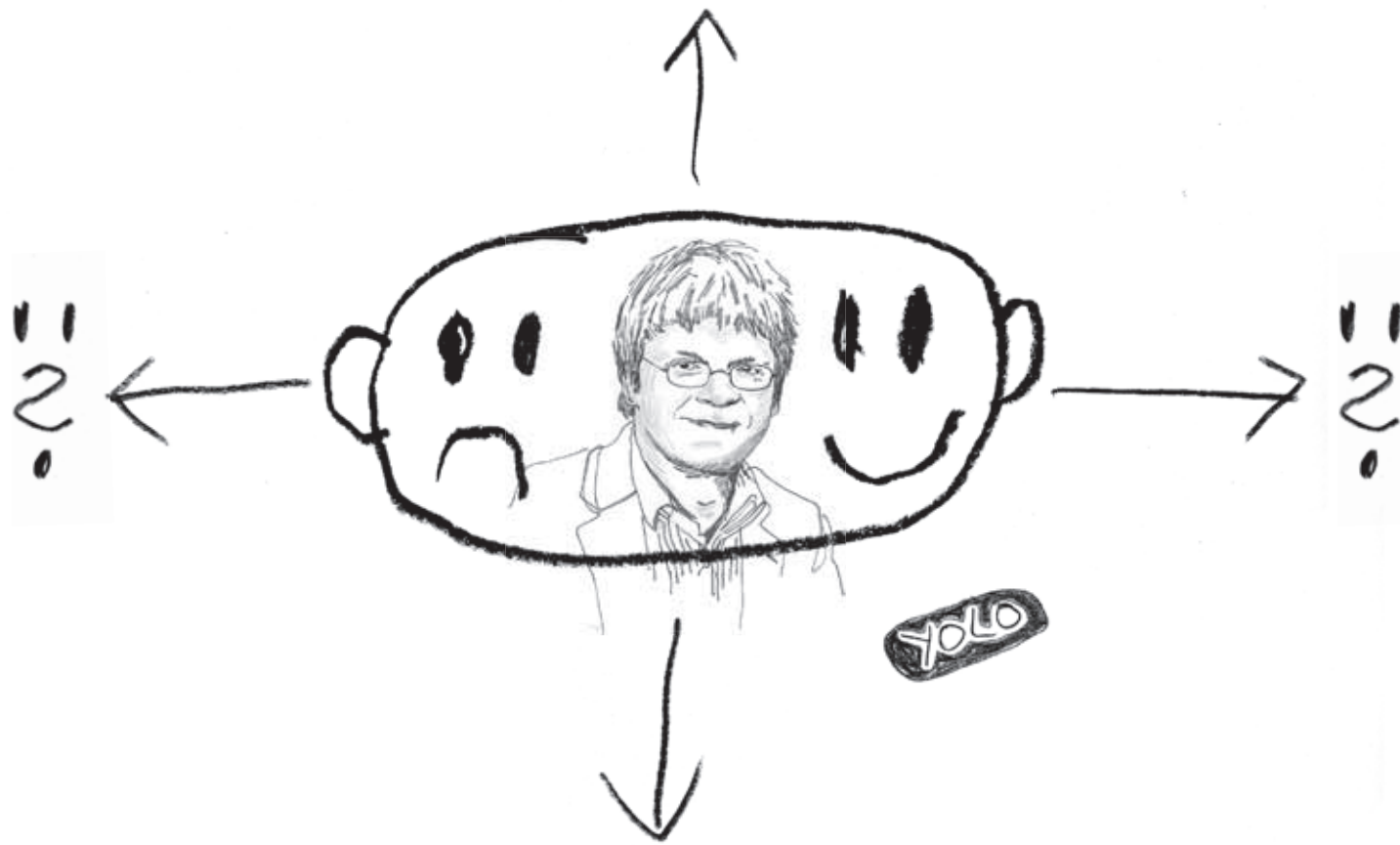
Aus Nils, dem eifrigen Spendensammler für Japan, ist zwei Jahre später ein versierter Ehrenamtler geworden. Er engagiert sich aktiv im DLRG und organisiert die Spieleausleihe an seiner Schule – ein Angebot, dass es ohne das Engagement von Schülern nicht geben würde. Seine besondere Begeisterung aber gilt der Jugendfeuerwehr, wo er es mittlerweile zum Gruppensprecher gebracht hat. Man kann mit Fug und Recht sagen: dort wo es brennt, dort ist Nils.

Wollt Ihr euch engagieren? www.care.de/mitmachen

„Pragmatisch und verunsichert“

Matbias Albert ist Professor für Politikwissenschaft in Bielefeld. Er ist Mitautor der Shell-Jugendstudie, die zuletzt im September 2010 veröffentlicht wurde. Insgesamt 2.500 Jugendliche im Alter von zwölf bis 25 Jahren in Deutschland wurden dafür über ihre Lebenssituation, ihre Glaubens- und Wertvorstellungen und ihre Einstellung zur Politik interviewt.

Das Interview führte Jobanna Mitscherlich



Wer zählt für Sie eigentlich zur Jugend?

Es war wahrscheinlich noch nie so schwer zu sagen, wer eigentlich zur Jugend gehört und wer nicht. Das Eintrittsalter ist noch relativ einfach zu bestimmen, es liegt heute bei elf bis 13 Jahren. Aber ab wann jemand als „erwachsen“ gilt, ist überhaupt nicht eindeutig. Früher konnte man das ganz einfach definieren: Erwachsen war, wer seine Ausbildung beendet hatte, in den Arbeitsmarkt integriert war, eine Partnerschaft einging und eine Familie gründete. Heute findet das alles nicht mehr gleichzeitig statt, es gibt ganz unterschiedliche Übergänge von der Jugend zum Erwachsensein. Bei vielen findet das alles erst im vierten Lebensjahrzehnt statt – oder gar nicht. Die „Generation Praktikum“ schiebt etwa den Kinderwunsch häufig auf, bis

beide Partner in stabilen Arbeitsverhältnissen sind. Häufig ist es dann zu spät dafür. Gleichzeitig gehört Jungsein aber auch in die Erwachsenenwelt. Auch ein 69-Jähriger möchte sich heute jugendlich kleiden oder im Sportstudio fit halten. Das Leitbild als Rentner ist nicht mehr, einen dicken Bauch zu haben und mit seinen Kumpels Schach zu spielen. Trotz oder vielleicht gerade wegen der Überalterung unserer Gesellschaft war Jungsein noch nie so „in“ wie heute.

Beschreiben Sie die heutige Jugend in drei Worten:

Pragmatisch, zielbewusst und verunsichert. Pragmatisch und zielbewusst sind junge Menschen vor allem in ihren Werten und Lebenseinstellungen. Für sie ist der persönliche Erfolg wich-

tig, gleichzeitig wollen sie ihr Leben aber auch genießen. Sie wollen fleißig und ehrgeizig sein. Erfolg ist für sie aber nicht nur auf den Job bezogen, sondern bedeutet auch, ein gutes soziales Umfeld aus Familie und Freunden zu pflegen. Spaß und soziale Kontakte dürfen definitiv nicht zu kurz kommen. Die Jugendgeneration ist aber auch stark verunsichert. Ihr Lebensweg ist nicht mehr so planbar wie früher, das wurde durch die Wirtschaftskrise noch mal verstärkt. Sie wissen genau, dass sie gute Leistungen erbringen, sich anstrengen müssen, um Erfolg zu haben. Aber trotz dieser Unsicherheiten sind sie pragmatisch und werden nicht pessimistisch. Sie sagen sich: „Irgendwie schaffen wir das schon.“ Andere Generationen hätten diese Situation als hochgradig bedrohlich empfunden, heute ist es zu einer Art Grundrauschen geworden, das übertönt werden muss mit Optimismus.

Wenn Sie sich und Ihre Jugendgeneration mit den Befragten vergleichen: Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten fallen Ihnen auf?

Jugendliche heute kämpfen mit einer großen Unsicherheit. Wenn ich sie mit meiner eigenen Generation vergleiche, sind sie sicherlich belastbarer. In ihren Lebenswelten gibt es immer wieder Veränderungen, die sie weder planen noch erwarten können. Was die jetzige Jugendgeneration komplett von meiner unterscheidet ist auch ihr Umgang mit digitalen Medien. Die Jugendlichen sind mit Computern aufgewachsen und saugen Techniken, die ich etwa mühsam lernen musste, sprichwörtlich mit der Muttermilch auf. Vor zehn Jahren wurde in der Schule noch gefragt, wer Internet hat. Das war eine legitime Frage. Heute ist die Frage nicht ob, sondern wie das Internet genutzt wird.

Sind Jugendliche heute politischer?

Das kommt darauf an, wie man „politisch“ definiert. Meint man damit Interesse an offizieller Parteipolitik, dann ist die Antwort definitiv Nein. Jugendliche haben keine hohe Meinung von der Regierung, den Parteien und auch nicht von der Wirtschaft. Aber viele Jugendliche haben ein ganz anderes Verständnis von Politik. Für sie ist Politik auch eine Diskussion mit Freunden, in einem Jugendzentrum aktiv zu sein und überhaupt alles, was mit Gemeinschaft zu tun hat. Wenn sie von einer Sache überzeugt sind, möchten sie sich auch einbringen – etwa mit einer Unterschriftenaktion oder bei einer Demonstration. Die Jugendlichen tun das aber lieber nur auf ein bestimmtes Projekt bezogen, an der Schule, im Stadtteil oder im Jugendzentrum. Sie wollen Ergebnisse sehen. Sich länger und vor allem in festen

Organisationsformen wie etwa der Freiwilligen Feuerwehr einzubringen, ist nicht mehr so populär wie früher. Anders als in der 1968er-Generation gibt es zum Beispiel auch wenige politische Differenz zwischen der Jugendgeneration und ihren Eltern. Manche Eltern sagen sogar, dass es fast unmöglich ist, mit ihren Kindern über Politik zu streiten.

Ist es heute schwieriger, jung zu sein als vor fünf, zehn oder 20 Jahren? Was hat sich in den Jahren, in denen Sie die Studie betreuen, verändert?

Fakt ist: Jugendliche fühlen sich heute stärker unter Druck, als das jemals zuvor der Fall war. Sie haben vielfältige Möglichkeiten und Freiheiten, müssen aber auch mehr Entscheidungen treffen. Brauche ich ein, zwei oder fünf Praktika für eine bestimmte Arbeitsstelle? Muss ich ins Ausland gehen? Bekomme ich mit meinem Numerus Clausus überhaupt einen Studienplatz? All das war früher sicherlich einfacher planbar, die Unsicherheit für junge Menschen ist dementsprechend hoch. Heute weiß ein Student nicht, ob er nach dem Studium Professor oder Taxifahrer wird. Die meisten sind viel länger als ihre Eltern- oder Großelterngeneration in der Ausbildung. Es ist ihnen wichtig, gute Leistungen zu bringen. Viele fühlen sich dabei enorm unter Druck. Nicht unsicher und unter Druck, sondern chancenloser als vor fünf oder zehn Jahren fühlen sich Jugendliche aus schwächeren sozialen Schichten. Es gibt nicht mehr oder weniger sozial benachteiligte Jugendliche als früher. Aber die Kluft ist größer geworden. Auch das Bewusstsein der Jugendlichen, „abgehängt“ worden zu sein und am Rande der Gesellschaft zu stehen, ist durch öffentliche Debatten etwa über Hartz IV größer. Sie fühlen sich ungewünscht.

Was ist für die Jugend von heute wichtig? Was nicht?

Einen besonders hohen Stellenwert haben Familie und Freunde für die jungen Menschen. Besonders, weil die Anforderungen in Schule, Ausbildung und Beruf gestiegen sind, brauchen sie Rückhalt von Menschen, die ihnen nahestehen. Sie brauchen ein festes Fundament, wenn das Haus wackelt. Familie, das bedeutet für viele Jugendliche nicht nur Eltern oder Geschwister. Sie haben ihre ganz eigenen Definitionen. Für manche ist es nur die alleinerziehende Mutter, für andere eine große Patchwork-Familie oder auch Freunde, die eine Art Familienersatz darstellen.

Auch Bildung ist für die Jugendgeneration wichtig, weil sie der Schlüssel zum Erfolg ist. Jugendliche wollen das tun können, was sie tun möchten. Wichtig ist ihnen auch, dass sie ernst-

genommen werden. Das habe ich bei allen drei Shell-Studien, an denen ich mitgewirkt habe, gemerkt. Sie möchten, dass mit ihnen geredet wird und dass sie miteinbezogen werden.

Weniger wichtig ist für die Jugendlichen das Thema Religion. In den alten Bundesländern spielt sie noch eine kleine Rolle, in den neuen fast gar keine. Selbst unter katholischen jungen Menschen finden nur weniger als die Hälfte Gott wichtig. Nur bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist das anders. Für sie hat die Bedeutung von Religion sogar zugenommen.

Welche Themen bewegen die Jugendlichen?

Ein Thema, das die Jugendgeneration besonders stark bewegt, ist der Klimawandel. Zwei von drei Jugendlichen sehen durch das sich verändernde Klima die Existenz der Menschheit bedroht. Viele Jugendliche ziehen auch Konsequenzen in ihrem persönlichen Leben: Sie sparen Strom, fahren mit dem Fahrrad oder entscheiden sich für Autos mit geringerem Verbrauch. Ein anderes wichtiges Thema für Jugendliche ist der demographische Wandel, die alternde Gesellschaft. Mehr als die Hälfte sehen das Verhältnis zwischen Jung und Alt als eher angespannt an. Das heißt nicht, dass sie nicht Respekt für die ältere Generation haben. Aber sie haben natürlich Sorge, dass die sozialen Sicherungssysteme immer mehr zu ihren Ungunsten ausfallen, also dass wenige junge Menschen für die Rente von vielen älteren Menschen aufkommen müssen. Gleichzeitig sehen sie es aber auch als Chance. Schließlich steigen ihre Perspektiven drastisch, wenn es nicht mehr so viel Konkurrenz gibt.

Viele Jugendliche sind online, können über soziale Netzwerke mit anderen Jugendlichen auf der Welt in Kontakt sein und sich über Geschehnisse weltweit informieren. Sind junge Leute heute internationaler?

Fast alle Jugendlichen – 96 Prozent – haben heute einen Computer oder ein mobiles Gerät, mit dem sie regelmäßig ins Internet gehen. Im Durchschnitt verbringen sie etwa 13 Stunden in der Woche im Netz. Die meisten von ihnen sind in sozialen Netzwerken wie Facebook angemeldet. Allerdings sind sie dort vor allem mit denjenigen in Kontakt, mit denen sie auch „offline“ befreundet sind.

Natürlich verbreiten sich auch Jugendtrends wie der Tanz „Gangnam Style“ aus Südkorea schneller als früher. Aber früher hat man ja auch Filme angeschaut, die in anderen Ländern gespielt haben oder Bücher von internationalen Autoren gelesen. Ich würde nicht grundsätzlich sagen, dass die jungen Menschen

internationaler sind als früher. Trotzdem bewerten sie das Internet und die Globalisierung positiv. Sie fühlen sich frei, in der Welt reisen, arbeiten oder studieren zu können.

Was hat Sie selbst an den Ergebnissen der Studie überrascht?

Mich hat besonders überrascht, wie hoffnungsvoll und zuversichtlich die junge Generation ist. Trotz der großen Bankenpleiten, der Wirtschaftskrise und unsicheren Berufsperspektiven lässt sie sich ihren Optimismus nicht nehmen. Die Zahl der Optimisten ist sogar gestiegen! Gleichzeitig sind Jugendliche aus sozial schwachen Haushalten allerdings pessimistischer geworden. Sie sind auch unzufriedener als ihre Altersgenossen. Drei von vier Jugendlichen sind durchschnittlich zufrieden mit ihrem Leben. Bei jungen Menschen aus weniger privilegierten Verhältnissen äußern sich weniger als die Hälfte positiv. Diese tiefe Kluft zwischen Jugendlichen aus verschiedenen sozialen Schichten hat mich überrascht – und macht mich traurig.

Was ist Ihr Ziel mit dieser Studie? Wie reagiert die Politik darauf?

Die Shell-Studie hat in Deutschland eine lange Tradition. Das erste Mal hat Shell 1953 unabhängige Forscher damit beauftragt, Erwartungen, Stimmungen und Sichtweisen von Jugendlichen zu dokumentieren. Die Studien sollen einen aktuellen Überblick über die Situation der Jugendgeneration in Deutschland schaffen, eine Art Bestandsaufnahme sein. Natürlich wollen wir Politik und Wirtschaft mit manchen Erkenntnissen auch aufrütteln und die öffentliche Aufmerksamkeit wieder mehr auf die Jugendlichen lenken. Wir verstehen die Studie als eine Art Hilfsmittel, eine wissenschaftliche Grundlage für die Politik, die Denkanstöße für gesellschaftspolitische Diskussionen und konkretes Handeln liefert.

Was wünschen Sie sich persönlich für die Jugend der Zukunft?

Ich würde mir für sie wünschen, dass sie mehr Sicherheit für ihre Zukunftspläne bekommt. Wenn ein Jugendlicher eine bestimmte Leistung erbringt, dann sollte er auch gute Chancen auf einen Ausbildungs- oder Studienplatz haben. Natürlich kann es keine Garantie dafür geben, auch nicht auf einen Arbeitsplatz. Aber wenn sich jemand wirklich anstrengt, dann sollte diese junge Frau oder dieser junge Mann sich zumindest ein bisschen darauf verlassen können, dass die selbst gesteckten Ziele auch erreichbar sind.

Syriens geflohene Kinder

Von Moritz Wohlrab und Johanna Mitscherlich

Ein Flüchtling ist eine Person, die „... aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtungen nicht in Anspruch nehmen will...“ (Genfer Flüchtlingskonvention von 1951).





Seit dem Ausbruch der Gewalt 2011 sind über 1,6 Millionen Syrer aus ihrem Land geflohen, die meisten von ihnen in die Nachbarländer Jordanien, Libanon und Türkei. In der jordanischen Hauptstadt Amman hat CARE ein Zentrum für Flüchtlinge eingerichtet. Dort erhalten die Menschen Informationen, wie und wo sie medizinische Versorgung und soziale Hilfe erhalten. In dem Zentrum helfen Freiwillige, die selbst Flüchtlinge sind, bei der Betreuung neu ankommender Familien.



Ein Großteil der syrischen Flüchtlinge lebt nicht in Lagern, sondern ist in Mietwohnungen oder leer stehenden Gebäuden untergekommen. Auf engstem Raum, oft ohne Wasser und Strom, warten sie hier darauf, in ihre Heimat zurückkehren zu können. Auf der Flucht konnten sie nur wenige Habseligkeiten mitnehmen. CARE unterstützt mit Bargeld für Nabrung, Miete oder Schulmaterial.



Über 45 Millionen Menschen sind derzeit weltweit auf der Flucht. Sie mussten aus ihrer Heimat fliehen, vor Krieg, Verfolgung oder Hunger. Ein Viertel von ihnen sind Kinder. Auch die achtjährige Ghorooob musste ihre Heimat Syrien verlassen, denn dort herrscht seit 2011 Gewalt. Wie 490.000 andere Syrer hat sie im Nachbarland Jordanien Zuflucht gefunden. Zusammen mit ihrer Familie lebt sie in einem kleinen Raum in der Hauptstadt Amman. CARE unterstützt sie und ihre Familie mit Geld für Nahrungsmittel, Miete und mit Decken und Heizungen für den kalten Winter. Sie erzählt ihre Geschichte:

„Ich heiße Ghorooob und bin acht Jahre alt. Auf Arabisch bedeutet mein Name Sonnenuntergang. Ich habe zwei Schwestern und drei Brüder. Ich komme aus Homs im Westen Syriens, der drittgrößten Stadt meines Heimatlandes. Ich mag meine Stadt eigentlich sehr gerne. Aber auf einmal war alles anders. Männer haben mit Gewehren auf andere Männer geschossen. Dann kamen Flugzeuge und haben Bomben abgeworfen. Auch unser Haus wurde getroffen, es war völlig kaputt. Ich hatte riesengroße Angst. Anfang Oktober bin ich zusammen mit meiner Familie zu Nachbarn geflohen, aber auch ihr Haus wurde zerstört. Drei Onkel von mir sind gestorben. Zwei von ihnen wurden erschossen, der dritte Onkel mit einem Messer ermordet. Von Homs aus sind wir in die Hauptstadt Syriens, nach Damaskus, geflüchtet. Wir dachten, dass wir dort sicher sein werden. Das waren wir aber nicht. Immer wieder hörten wir Schüsse und Explosionen. Wir sind also wieder geflohen, diesmal Richtung Jordanien. Die letzten Kilometer bis zur Grenze sind wir sogar zu Fuß gegangen. Auf der anderen Seite der Grenze hat uns dann die jordanische Armee in ein großes Lager gebracht, doch dort konnten wir

nicht bleiben. Weil meine älteste Schwester und zwei meiner Brüder geistig behindert sind, haben uns sogar Polizisten bei der Flucht aus dem Lager geholfen. Eigentlich dürfen sie das nicht.

Wir sind dann mit einem Bus nach Amman gereist. Das dauerte vier Stunden. Im östlichen Teil Ammans leben wir jetzt zu acht in einer Wohnung mit einem Zimmer, einer kleinen Küche und einem Bad. In dem Zimmer haben wir Matratzen auf den Boden gelegt und dort schlafen wir jetzt alle. Meine Eltern, meine Geschwister Nadeen, Husam, Abdulhadi, Isra’a und Abdulmalik und ich. Von den Nachbarn haben wir einen alten Fernseher bekommen. Im Fernsehen laufen immer Nachrichten über den Krieg in meiner Heimat Syrien, aber eigentlich will ich das gar nicht sehen. Ich bin lieber draußen und spiele mit anderen Kindern auf der Straße. Viele von ihnen sind aus Syrien geflohen, wie ich. Sie leben in diesem Teil Ammans, weil es hier günstiger ist als im Rest der Stadt. Als Jordanier lebt man hier nur, wenn man arm ist. Für viele Flüchtlinge ist es beängstigend, an so einem Ort zu wohnen. Sie haben in ihrer Heimat oft in schönen Wohnungen gelebt und hatten eine Arbeit, einen Ort wie diesen sind sie nicht gewohnt.

Für die Wohnung müssen wir jeden Monat viel Geld bezahlen. Die Miete kostet über 100 Euro und die Rechnungen für Strom und Wasser liegen meist zwischen 21 und 26 Euro, manchmal sogar noch höher. Aber wir haben kein Geld. Wir haben gar nichts mehr, kein Haus, kein Spielzeug, keine Möbel oder Küchengeräte. Alles, was wir hatten, wurde in Homs zerstört. Wir haben nur noch die Kleidung, die wir bei der Flucht getragen haben. Und meinen kleinen rosa Rucksack, den habe ich auch mitgenommen. In Homs habe ich einige meiner Spielsachen und Schokolade darin aufbewahrt, die ich

dann ganz für mich alleine hatte. Er erinnert mich an Zuhause. Zum Glück können wir hier in Amman auch in die Schule gehen. Die Zeit dort ist immer sehr schön. Ich treffe andere Kinder und beschäftige mich mit Dingen, die mich von meinen Gedanken an Zuhause ablenken.

Für meinen Papa ist es schwierig, Arbeit zu finden. Er hat mir aber gesagt, dass die Menschen von CARE uns helfen können. Sie geben uns etwas Geld und wissen, wo wir Essen und Trinken bekommen. Das ist wichtig, denn wir wissen ja nicht, wie lange wir noch hier bleiben müssen. Am liebsten würde ich sofort wieder nach Hause, nach Homs. Mein Papa sagt, dass wir uns dann ein neues Haus bauen werden. Aber wann das sein wird, das hat er mir nicht gesagt.“



Die 8-jährige Ghorooob (rechts) und ihre Familie mussten aus Syrien fliehen. Jetzt leben sie zu acht in einem kleinen Raum in Amman, Jordanien. „Ich will die Nachrichten über den Krieg in meiner Heimat nicht sehen“, erzählt sie. Und spielt lieber mit anderen Flüchtlingskindern auf der Straße.

Die ausradierten Kinder

Mädchen aus Roma-Familien werden in Serbien beim Gang in die Schule viele Steine in den Weg gelegt. Nicht einmal jede Zehnte besucht eine weiterführende Schule. Senada und Miriana haben am eigenen Leib erfahren, was Diskriminierung bedeutet.

von Johanna Mitscherlich



Als Senada acht Jahre alt war, hatte sie nur einen Wunsch: Sie wollte zur Schule gehen. Aber Senada ist Roma. Und in Serbien ist das nicht einfach. Roma sind eine Minderheit, die in vielen Situationen offen und ungerecht von der Mehrheitsgesellschaft ausgegrenzt wird. Für Kinder in Deutschland ist ein Schulbesuch selbstverständlich, für einige vielleicht sogar lästige Pflicht. Für Roma-Kinder in Serbien ist es oft ein unerreichbarer Traum. 80 Prozent der Roma-Frauen in Serbien können weder lesen noch schreiben, nur etwa ein Drittel beendet die Grundschule und noch nicht einmal jede Zehnte besucht eine weiterführende Schule. Nur jedes 100. Roma-Mädchen wird einmal eine Universität von innen sehen.

„Viele Eltern wissen einfach nicht um den Wert von Bildung. Sie sind Bauern, sind selbst nie zur Schule gegangen. Schule hat einfach keinen hohen Stellenwert“, erzählt Senadas Mutter Bukurija. Traditionell werden Roma-Mädchen sehr früh verheiratet, sind für die Hausarbeit und Kindererziehung zuständig und müssen helfen, den Familienunterhalt zu verdienen. Anders als in Deutschland ist Schule in Serbien nicht kostenlos. Viele Roma-Eltern können das Schulgeld nicht zahlen, deshalb müssen ihre Kinder die Schule abbrechen. Andere glauben, dass Bildung für Mädchen nicht wichtig ist. Sie denken: „Warum soll meine Tochter in die Schule gehen? Sie wird doch ohnehin heiraten und der Mann das Geld verdienen.“ Und wenn sie doch den Weg in die Schule finden, erfahren Roma-Mädchen täglich, dass sie nicht willkommen sind. Diskriminierung durch Mitschüler und Lehrer stehen auf der Tagesordnung.

BLEISTIFT KANN MAN AUSRADIEREN

Bei Senada waren es nicht die Eltern, sondern die Schule selbst, die ihr den Zugang verwehrte. „Sie sagten mir, es gäbe keinen Platz für mich“, erzählt Senada, die ihr langes, braunes Haar in einem geflochtenen Zopf trägt. Eigentlich ist es das Recht eines jeden Kindes in Serbien, zur Schule zu gehen. Aber für viele Roma in Novi Sad, im Nordwesten Serbiens, gilt das nicht. Sie leben häufig in illegalen Siedlungen, haben keine Geburtsurkunden und sind nicht offiziell registriert. „Normalerweise werden Schulkinder mit Kugelschreiber in die Schullisten eingetragen. Wenn sie in dieser Liste stehen, sind sie offiziell Schüler dieser Schule. Sie müssen regelmäßig zum Unterricht gehen und die Lehrer kümmern sich um sie. Roma-Kinder werden mit Bleistift in die Schulliste eingetragen. Wenn sie nicht zum Unterricht erscheinen, können sie einfach ausradiert werden“, erzählt uns Angela, die Leiterin einer CARE-Lobbygruppe, die sich für die Bildung von Roma einsetzt. „Lehrer müssten so keine Verant-

wortung für sie übernehmen. Sie müssen sich nicht kümmern.“ Die Lobbygruppe unter der Führung von Angela besteht aus Roma und Nicht-Roma, aus Lehrern, Professoren, Schuldirektoren und staatlichen Angestellten. Sie wollen auf Missstände hinweisen, die Verantwortlichen im Bildungsbereich informieren und sie sensibilisieren, damit sich die Situation für Roma in den Schulen verbessert. Dass ihre Kinder und andere Roma-Kinder von Schülern und Lehrern diskriminiert werden, das wollen sie nicht mehr akzeptieren. Angela erzählt empört, dass es keine Statistiken darüber gibt, wie viele Roma die Schule abbrechen. Sie ist die Erste, die mit rechtlichen Schritten gegen Diskriminierung vorgeht. Ihre beiden Söhne wurden immer wieder auf dem Schulhof zusammengeschlagen – die Lehrer und die Schulleitung haben nichts dagegen getan. Ihre Kinder gehen jetzt auf eine andere, tolerantere Schule. Aber gegen solches Unrecht will sie sich wehren und hat die Schule angeklagt. „Ich weiß nicht, was passieren wird. Hier sieht es keiner gerne, wenn man gegen die Staatsbediensteten vorgeht. Aber ich kann nicht hinnehmen, dass meine Kinder anders behandelt werden – schlechter.“

DAS ALPHABET IM MATSCH

Zurück zu der kleinen Senada. Es war ihre Mutter, die beschloss, für die Bildung ihrer Tochter zu kämpfen. „Ich kann noch nicht mal meinen eigenen Namen schreiben. Aber ich will, dass die Zukunft meiner Tochter nicht durch Tradition, frühe Heirat und ihre Hautfarbe bestimmt wird. Ich will, dass sie zur Schule geht.“ Mithilfe von CARE und der Partnerorganisation „Novi Sad Humanitarian Centre“ (NSHC) wandte sich Senadas Mutter an die Behörden, machte sie auf die Situation aufmerksam, kontaktierte andere Schulen in Novi Sad. Die Uhr tickte, mit jedem Tag, der verstrich, verpasste Senada mehr Unterricht. Aber die Behörden ließen sich Zeit. Zwei Monate nach Schulbeginn meldeten sie sich endlich zurück: Senada sollte besser bis zum nächsten Jahr warten – schließlich sei das Schuljahr bereits zu weit fortgeschritten. Während Senada darauf wartete, doch noch eine Schulbank drücken zu dürfen, nahm sie ihre Bildung selbst in die Hand. Auf dem matschigen Lehmboden zwischen den behelfsmäßig errichteten Häusern in ihrer Nachbarschaft zeichnete sie mit dem Finger das Alphabet.

Heute ist Senada seit bald einem Jahr in der Schule. Ihre hellen Augen wandern über das kleine Heft, das sie in den Händen hält. Sie ist eine gute Schülerin. Jeden Tag läuft sie mit ihrer kleinen rosa Schultasche in der Hand durch die Straßen, in denen der Putz von den Wänden bröckelt, Wäsche über Leinen gespannt ist und rostige Fahrräder vereinzelt herumstehen.



80 Prozent der Roma-Frauen in Serbien können weder lesen noch schreiben, nur etwa ein Drittel beendet die Grundschule.





Die Lebensbedingungen für viele Roma auf dem Balkan ähneln den Slums, die man sonst eher aus Afrika oder Asien kennt. Kein fließendes Wasser, kein Strom, ausgegrenzt von der Mehrheitsgesellschaft und täglichen Diskriminierungen ausgesetzt.

CARE und NSHC haben Druck auf die Gemeinderegierung ausgeübt, auf die Behörden, Kommunalverwaltungen und Schulen. Nicht nur für Senada, sondern auch für viele andere Mädchen. Denn ohne Schule keine Bildung und ohne Bildung kein Weg aus der Armut und Perspektivlosigkeit. Roma-Vertreter werden darin unterstützt, sich gegenüber den Behörden für die Interessen der Kinder einzusetzen. Eltern werden in regelmäßigen Treffen mit Gemeindevertretern und Lehrern an Entscheidungsprozessen beteiligt und über die Wichtigkeit von Schulbildung aufgeklärt. Denn Mütter wie Senadas sind in den Roma-Gemeinden selten. „Ich lebe dafür, dass Senada ihre Schule abschließt. Sie ist schlau. Ich werde niemals aufgeben.“

BILDUNG UND BÜCHER GEGEN
HAUSHALT UND HERD

Anders als Senada hatte es die 21-jährige Miriana bereits geschafft: Sie schloss die Schule ab und gehört sogar zu dem einen Prozent der Roma-Mädchen, die eine Universität besucht haben. Aber trotzdem holte die Tradition der Roma auf dem Balkan sie bald ein. Sie heiratete und musste ihr Psychologie-Studium abbrechen. „Mein Mann wollte es so“, berichtet sie. „Ich war mit einem Mann aus einer sehr traditionellen Familie verheiratet. Hosen durfte ich nicht mehr tragen, Bildung und Bücher musste ich gegen Haushalt und Herd tauschen.“

Das hielt sie nicht lange aus. Nach ihrer Scheidung zog sie zunächst wieder bei ihren Eltern ein. „Ich hatte ein abgebrochenes Psychologie-Studium“, erzählt Mariana. „Ich wusste nicht, wie es weitergehen soll.“ Sie hörte über Freundinnen von einer Bildungsinitiative für Mädchen, die CARE in Zusammenarbeit mit der Partnerorganisation „Novi Sad Humanitarian Center“ leitet. In Workshops lernen 15 Jugendliche über Themen wie Stereotype, Diskriminierung, Sex und Liebe, aber vor allem Bildung. „Alle zwei Wochen treffen wir uns“, erzählt Mariana. „Wir reden darüber, wie wichtig Bildung ist und wir haben sogar ein Theaterstück mit zwei professionellen Schauspielern inszeniert. Das Theaterstück handelt natürlich von Bildung, und von der alltäglichen Diskriminierung der Roma. Jeder von uns spielt seine eigene Rolle. Viele der Mädchen haben Ähnliches erlebt wie ich. Es hilft mir, mich mit Gleichgesinnten auszutauschen oder einfach nur Spaß zu haben.“

Dank der Vermittlung von CARE arbeitet die junge Frau nun in vier verschiedenen Kindergärten und kümmert sich um Kinder, die besondere Betreuung benötigen. Ihr Job ist es auch, bei den Roma-Familien in der Gegend für Kindergartenbesuch und Bildung zu werben. Ein Jahr im Kindergarten ist in Serbien

INFO

Weniger als die Hälfte der Roma-Kinder in Bosnien schließt die Grundschule ab, in Serbien nur etwa jeder dritte Roma.

Im Kosovo gehen nur etwa 17 Prozent der Roma-Kinder überhaupt zur Grundschule.

Die Armut unter den Roma ist nach Angaben der UN etwa viermal höher als bei der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung. Ihre Lebenserwartung liegt weit unter dem jeweiligen nationalen Durchschnitt.

Ihre wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Menschenrechte werden ihnen häufig verwehrt.

Pflicht, bevor man in die Grundschule gehen darf. „Besonders für Roma-Kinder ist dieses Jahr wichtig“, weiß Mariana. „Denn dort können sie Serbisch lernen. In vielen der Familien wird nämlich hauptsächlich Romani gesprochen. In der Realität hakt aber niemand nach, wenn ein Roma-Kind den Kindergarten nicht besucht.“ Mariana weiß jetzt, dass Bildung wichtig ist. Ihr Psychologie-Studium will sie wieder fortsetzen. Auch wenn sie jeden Tag zwei Stunden mit dem Bus zur Universität fahren muss – aber eine eigene Wohnung in der Nähe kann sie sich nicht leisten. „Die Arbeit im Kindergarten macht mir sehr viel Spaß, deshalb möchte ich später auch irgendwas mit Kindern und Psychologie machen. Dank CARE und der Bildungsinitiative habe ich wieder neuen Mut geschöpft und werde nun mein Studium beenden.“

Die Geburt eines Staates

Dies ist die Geschichte von James und Rose. Und von ihrer Heimat Südsudan, dem jüngsten Land der Welt.

von Sabine Wilke

Stellt Euch vor, Ihr lebt in einem Land, das jünger ist als Ihr selbst. Über acht Millionen Menschen im Südsudan geht es so. Ihre Heimat wurde erst im Jahr 2011 unabhängig und ist damit der jüngste Staat der Welt. Jung, aber bei Weitem nicht klein: Das Land erstreckt sich über 640.000 Quadratkilometer im Osten Afrikas und ist damit fast doppelt so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. Seine Nachbarn sind die Zentralafrikanische Republik, die Demokratische Republik Kongo, Kenia, Uganda, Äthiopien und im Norden der Sudan. Das Verhältnis zum Namensvetter im Norden ist nicht einfach, denn die Unabhängigkeit war eine lange und schwere Geburt: Nach dem Ende der kolonialen Besatzung durch Großbritannien und Ägypten wurde der Staat Sudan im Jahr 1956 unabhängig. Aber die Grenzziehung war ein politisches Konstrukt, das nicht lange hielt. Unterschiedliche Volksgruppen, Sprachen und Religionen wurden zusammengebracht, es kam zu Konflikten besonders zwischen dem Norden und Süden. 17 Jahre lang litt das Land unter einem blutigen Bürgerkrieg. Die Ursachen sind vielfältig, auch der Kampf um Rohstoffe wie Öl und wertvollen Weidegrund und Ackerland spielten eine Rolle. 1983 flammte die Gewalt erneut auf, der Bürgerkrieg dauerte bis 2005 an. Dann endlich, nach langen und zähen Verhandlungen, wurde ein Friedensschluss zwischen dem Norden und Süden unterzeichnet mit der Verpflichtung, ein Referendum über die Unabhängigkeit abzuhalten. Die Menschen im Südsudan sprachen sich dann Anfang 2011 mit überwältigender Mehrheit für diese Unabhängigkeit aus, und am 9. Juli 2011 konnte endlich Geburtstag gefeiert werden: Der Südsudan wurde ein eigenständiger Staat, die Nummer 194 in der Gemeinschaft der Vereinten Nationen. Neugeborene brauchen Hilfe, und ähnlich ist das bei neuen Staaten. Von den politischen Institutionen über die Straßen, Krankenhäuser und Schulen bis zu Gesetzestexten, diplomatischen Vertretungen im

Ausland und der Verwaltung – all das muss im Südsudan aufgebaut werden. Eine Mammutaufgabe, bei der viele andere Länder und internationale Organisationen wie CARE helfen. Rose Ejulu und James Buom nennen den Südsudan ihre Heimat. Die beiden CARE-Mitarbeiter erzählen von ihrer Kindheit, Jugend und ihrer Hoffnung für ihr junges Land.

..... ROSE

Die Trennung ihrer Eltern war ein Glücksfall für die kleine Rose. Was normalerweise mit viel Schmerz und Streit verbunden ist, brachte Rose und ihren Geschwistern eine nie erhoffte Chance. Roses Vater hatte sieben Frauen, das ist nicht ungewöhnlich in der sudanesischen Gesellschaft. Aber er konnte der großen Familie kaum etwas bieten, es fehlte an allem, auch an Schulgeld. Außerdem herrschte Bürgerkrieg und damit ständige Gewalt und Unsicherheit. So verließ Roses Mutter ihren Mann im Jahr 1988 mit fünf Kindern. Die kleine Rose war da kaum ein Jahr alt. Ihr Ziel: Das Nachbarland Uganda und damit endlich eine offene Tür hinein in einen Klassenraum. „Ich bin in Uganda bis zur weiterführenden Schule gegangen, aber Geld für die Universität hatte meine Mutter nicht“, erzählt Rose. Deshalb machte sie eine Ausbildung zur Hebamme und konnte damit Geld verdienen. Als Erwachsene kehrte Rose in ihre Heimat zurück, die damals noch der vereinte Staat Sudan war. In der Hauptstadt Khartum im Norden machte sie einen Computerkurs und arbeitete anschließend als Hebamme für Hilfsorganisationen. Seit 2011 arbeitet Rose im Gesundheitsteam von CARE und koordiniert die Hilfsprojekte für Schwangere und junge Mütter. Dringend nötige Hilfe, denn die Müttersterblichkeit im Südsudan ist die höchste weltweit – ein trauriger Rekord. Nur 10 Prozent der Geburten werden von einem Arzt oder einer Hebamme begleitet.



Und eines von neun Kindern wird seinen fünften Geburtstag nicht erleben.

Rose hat eine bemerkenswerte Karriere gemacht, dabei ist die junge Frau gerade mal 25 Jahre alt. Und seit zwei Monaten selbst Mutter: Baby Desire Letasi wächst im jüngsten Staat der Welt auf, der Vater beendet sein Studium in Uganda, er ist Frauenarzt und möchte danach in den Südsudan zurückkehren. Arbeit, Fernbeziehung, Alltagssorgen – all das erinnert an die Herausforderungen junger Frauen in Deutschland. Und doch sind all diese Dinge für Rose mit so viel mehr Mühen verbunden, als wir sie kennen: „Wir haben kein fließendes Wasser, ich kaufe also Kanister auf der Straße. Statt Strom benutze ich eine Taschenlampe mit Batterien.“ Aber die Sicherheit hat sich sehr verbessert, erzählt Rose. Heute kann sie alleine durch die Straßen gehen, vor der Unabhängigkeit fürchtete sie ständig Übergriffe und Gewalt. Den Vater ihres Kindes sieht sie nur selten, teuer und lang ist die Fahrt nach Kampala. Und was macht eine junge Südsudanerin in ihrer Freizeit? „Wenn ich Zeit habe, besuche ich meine Freundinnen. Wir essen und trinken zusammen, und diskutieren viel. Über unsere Lebensstile, über die Eltern, die Männer ...“ Das Übliche, wie überall auf der Welt.

Welche Zukunft wünscht sie sich für ihre kleine Tochter? Rose antwortet nicht philosophisch, sondern ganz konkret: „Ich möchte, dass Desire in einem friedlichen Land groß wird. Dass sie eine gute Bildung erhält und gesund bleiben kann.“ Die Freude über die Unabhängigkeit hört man aus jedem ihrer Sätze heraus: „Wir sind alle begeistert. So viele Menschen konnten endlich in ihre Heimat zurückkehren. Es gibt so viel mehr Freiheiten hier, und all diese neuen Ideen.“ Zum Beispiel über die Rolle von Frauen in der Gesellschaft. Da hat Rose ganz klare Vorstellungen: „Ich möchte den Mädchen im Land sagen, dass der Platz einer Frau nicht mehr länger in der Küche ist! Dass sie zur Schule gehen kann, dass sie alles kann! Ich möchte das Leben der Mädchen verändern. Denn nur so kann sich dieses Land entwickeln.“ Rose erklärt, dass man in den Gemeinden mit Frauen und Mädchen arbeiten muss, wenn man Dinge voranbringen will. Sie sind der Schlüssel zum Wandel. „Viele Frauen in meinem Alter führen ein sehr schweres Leben in den Dörfern“, erzählt Rose. „Sie tragen Babys auf dem Rücken, suchen nach Essen, haben keine Arbeit. Wenn ich mich selbst betrachte ... ich habe einen Beruf und ein besseres Leben. Diese Chance sollten alle Frauen haben!“ Ihre eigene Mutter verlor ihre Eltern früh und wurde als junge Waise mit 14 Jahren verheiratet. Sie hat zwölf Kinder zur Welt gebracht. „Meine Mutter ist so unglaublich stolz auf mich. Nun unterstütze ich mit meinem Gehalt sogar meinen Vater. Dabei hat er mir nie unter die Arme greifen können.“

Bis heute nutzt Rose jede Chance, um sich weiterzubilden. Ihre Arbeitgeber erkannten ihr Talent, und Rose durfte sogar Fortbildungen im Nachbarland Kenia und im weit entfernten Südafrika besuchen. „Ich liebe Fortbildungen und Seminare. Ich lerne dabei so viel. Die Welt verändert sich ständig, gerade im medizinischen Bereich. Wenn ich ein Training besuche, dann bekomme ich jede Menge neues Wissen und frische Ideen. Unser Heimatland ist noch so jung. Wir brauchen diese Ideen! Ich möchte noch mehr lernen, noch weitere Fortbildungen machen können. Das ist mein Traum. Ich möchte eine kompetente Beraterin sein, und nicht nur an einem Ort bleiben.“ Kanada und Deutschland stehen hoch auf Roses Reisewunschliste. Aber dort bleiben möchte sie nicht: „Ich möchte fremde Länder bereisen und mit neuen Ideen nach Hause kommen.“ Nach Hause, in ihr junges Land.

..... JAMES

James ist nicht gut zu erreichen. Das Internet funktioniert mal wieder nicht im Flüchtlingslager Ida im Unity State, „im Wald“, wie er selbst sagt. Der ausgebildete Mediziner leitet das Gesundheitsteam von CARE in dem Lager, wo 65.000 Menschen leben. Malaria, Durchfallerkrankungen, Hautkrankheiten – die Regenzeit und die schwierigen hygienischen Zustände bringen viele Krankheitsgefahren mit sich. Die Menschen im Ida-Lager sind geflohen vor erneuten Gewaltausbrüchen, Hunger und Unsicherheit über die Grenze aus dem Nordsudan in den Süden. Die Heimat verloren, die Zukunft ungewiss. Niemand versteht die Lage der Menschen besser als James: „Ich erinnere mich noch, wie ich gelaufen bin. Zwei Wochen haben wir uns im Busch versteckt. Die Männer aus dem Norden kamen mit großen Gewehren. 1985 war das, und vor meinen Augen erschossen sie einen älteren Mann. So viel Blut, sein Körper beinahe in zwei Teile zerfetzt. Diese Erinnerung werde ich nie wieder los.“ James flüchtete ins Nachbarland Äthiopien und war dort völlig auf sich alleine gestellt. Aber es gab eine Schule: „In Äthiopien hatten wir keine Stifte und Hefte in der Schule. Also wischten wir den Boden blank und schrieben darauf. Wir mussten für uns selbst sorgen, haben Tukuls – traditionelle Spitzhütten – gebaut. Und als ich dann 1991 in den Sudan zurückkehrte, war dort auch fast nichts vorhanden. Wir haben unter den Bäumen gesessen, um zu lernen. Und hatten immer Angst vor Angriffen.“ Heute gebe es im Südsudan wenigstens Schulen, Schuluniformen und Lehrbücher, auch wenn James das Ausbildungsniveau der Lehrer kritisiert. Bildung, Bildung, Bildung – das Wort fällt im Gespräch mit dem Arzt immer wieder.

Dann bricht die Skype-Verbindung ab, aber nach einigen Minuten ist James wieder zu hören, und erzählt von seiner Familie: Seine Frau und sechs Kinder leben seit 2000 in Nairobi. Dort ist die Schulbildung besser und das ist dem Arzt besonders wichtig. Aber eines Tages möchte er sie zurückbringen, hoffentlich schon im nächsten Jahr. Wie für so viele andere Jugendliche wird es auch für James' Kinder nicht einfach sein, in den Südsudan zurückzukehren. Sie sind das Großstadtleben und die Annehmlichkeiten von Nairobi gewöhnt, sie haben eine gute Bildung genossen. „Aber die Jugendlichen, die hier geblieben sind, kennen nur das Leben auf der Straße. Nun kommen ihre Altersgenossen zurück aus Kenia oder Uganda und haben einen viel größeren Horizont und viel mehr Wissen. Das ist manchmal schwierig für beide Seiten.“

Trotz aller Schwierigkeiten liebt er sein Land von ganzem Herzen und sieht den Fortschritt: Der Unterschied zwischen seiner Jugend und der Gegenwart sei enorm, erzählt James: „Wir hatten ein schlechtes Leben, ein so schwieriges Leben. Ich hoffe wirklich, dass unsere Kinder ihr Leben genießen können.“ Wenn er seine eigenen Eltern besucht, fällt ihm der Wandel noch mehr auf. „Meine Eltern haben über 20 Jahre unter dem Konflikt gelitten. Sie leben ein sehr einfaches Leben auf dem Land, bauen ein bisschen auf dem Feld an und halten einige Tiere. Ich bringe ihnen Fotos der Enkel mit, die ich ausdrücke. Und meine Kinder fragen ständig nach Oma und Opa.“ Man muss die Stadt zu den Menschen bringen und nicht umgekehrt, dieser Aussage stimmt James voll zu. Eine Schule, eine Gesundheitsstation, eine Anlaufstelle für behördliche Dinge: Das alles muss auch für die entlegenen Dörfer im Südsudan gewährleistet sein.

Alltägliche Herausforderungen im jüngsten Staat der Welt. Übrigens gehört das Referendum, also die Abstimmung über die Unabhängigkeit, zu den schönsten Erinnerungen von James. „Ich arbeitete damals für eine andere Hilfsorganisation und durfte natürlich als humanitärer Mitarbeiter nicht an politischen Kundgebungen teilnehmen. Aber für die Abstimmung habe ich zwei Tage freigenommen und bin nach Juba geflogen. Ich sagte meinem Chef: Wenn ich es nicht zur Wahl schaffe, verklage ich Dich“, erzählt er lachend. Doch James schaffte es. Am ersten Tag war die Schlange unglaublich lang, die Menschen hatten sich schon frühmorgens angestellt. Am zweiten Tag aber kam er durch, konnte wählen und machte sein Kreuz bei der Unabhängigkeit seiner Heimat. „Was für ein Glück! Ich war aufgeregter als am Tag meiner Hochzeit.“ Und dann bricht die Internetverbindung wieder ab...



42 JAHRE IST DIE DURCH-SCHNITTICHE LEBENS-ERWARTUNG 84% DER FRAUEN SIND ANALPHABETEN 72% DER BEVÖLKERUNG IST UNTER 30 JAHRE ALT JEDER DRITTE NEDE HAT KEINEN ZUGANG ZU SAUBEREM TRINKWASSER

Ein Schulpaket: 14 Euro.

Die Freude, etwas lernen zu können: Unbezahlbar.

Wie CARE aus ein paar Euros Zukunft für Kinder und Jugendliche macht.

Von Nicolas Böyer

Marie reibt sich die Augen. Es ist noch früh. Doch heute Morgen wurde sie nicht von ihrem Handy geweckt, sondern von der Sonne. Ein warmer Sommertag steht an. Sie geht ins Bad und hofft, durch eine Dusche richtig wach zu werden – schließlich will sie im Unterricht nicht einschlafen. Sie macht sich keine Gedanken über das saubere Wasser, das aus dem Duschkopf prasselt. Das tut es ja jeden Morgen. In Äthiopien prasselt das Wasser nicht so selbstverständlich. Nicht zum Trinken und erst recht nicht zum Duschen. Ein Drittel der Menschen auf dem Land haben überhaupt keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Dabei kostet die Wasserreinigung für eine ganze Familie nur etwas mehr als drei Euro – für einen ganzen Monat.

Marie verlässt das Haus. Sie muss zwar keine Schuluniform tragen, aber sie hat für heute ein T-Shirt mit dem Logo ihrer Schule gewählt. Vielleicht hilft das ja, sich bei den Lehrern beliebt zu machen? Wer weiß. Noch wichtiger ist die Schuluniform für Schülerinnen in Malawi. Denn wenn sie die nicht haben, dürfen sie meist nicht am Unterricht teilnehmen. Dabei kostet die gesamte Uniform nur 22 Euro – etwa so viel wie Maries T-Shirt. Doch genug über Mode. Sie kommt pünktlich an, der Klassenraum ist schon aufgeschlossen, aber der Lehrer noch nicht da. Marie packt ihre Sachen aus und merkt, dass die Dusche heute Morgen wohl nicht kalt genug war, um wach zu werden. Sie hat ihren Collegeblock und ihre Stifte vergessen. Die muss sie sich wohl leihen, denn ohne geht es nicht. Genauso geht es auch Schülern und Schülerinnen in Haiti – ohne Schulausstattung kein gutes Lernen. Aber die Eltern in dem armen Karibikstaat können sich die Schulmaterialien oft nicht leisten. Mit 14 Euro kann CARE die Schüler in Haiti mit einer Schultasche, Heften, Stiften und sogar Seife, Zahnbürste und Zahnpasta ausstatten.

Der Lehrer kommt in den Klassenraum, schaut sich prüfend um und setzt sich vor sein Pult. Eine Schulstunde später wünscht sich Marie, die Tafel sei nicht so groß. Natürlich, ohne sie ist

kein guter Unterricht möglich. Aber muss denn so viel Platz darauf sein? Sie muss das doch alles abschreiben ... Diese Sorgen teilt Marie gewiss nicht mit jeder Schülerin auf der Welt. Für unzählige Jungen und Mädchen ist guter Unterricht nicht möglich, weil dem Lehrer schlicht eine Tafel fehlt. Dabei kann dieses Hindernis mit 33 Euro beseitigt werden, so viel kostet es CARE, in Kenia einem Lehrer eine Tafel zur Verfügung zu stellen. Oder Afghanistan: Für 24 Euro erhält ein Lehrer dort Mittel, um seinen Unterricht lehrreich und abwechslungsreich zu gestalten. Dafür sind Stifte, Hefte, Scheren und Klebeband nicht wegzudenken. Apropos abwechslungsreich: Die zweite Stunde Mathe ist dann doch recht schnell vorbeigegangen. Marie geht in die Pause, alle strömen nach draußen. Sie unterhält sich mit ihren Freunden über das Wochenende und isst ihr Pausenbrot. Es war gesund, und satt ist sie auch. Nur irgendwie... Einige Minuten später steht sie im nahen Supermarkt an der Kasse, mit Eis und Cola. Es ist ja schließlich Sommer! Und die 1,60 Euro kann sie verschmerzen.

Andernorts auf der Welt bekommt eine Schülerin wie Marie für 1,60 Euro auch etwas, das den Magen füllt. Allerdings nichts Süßes für Zwischendurch, sondern eine richtig gesunde Schulumahlzeit. In Ruanda, zum Beispiel. Dort erhalten die Schüler und Schülerinnen für diesen Betrag in der Mittagspause eine Mahlzeit, und zwar einen ganzen Monat lang! Denn mit knurrendem Bauch lernt es sich schlecht, so viel ist klar. Und wenn es in der Schule Essen gibt, ist das Ansporn für die Eltern, ihre Kinder dorthin zu schicken. Über die Kosten von Bildung und langfristiger Hilfe hat Marie heute übrigens auch im Erdkunde-Kurs ein Referat gehalten. Und damit nicht alle ihre Mitschüler währenddessen ans Freibad denken, hat sie ihren Vortrag mit einem kleinen Test beendet. Wer hätte das gedacht? Ausgerechnet der ständig abgelenkte Dennis hatte alles richtig – sie hofft, dass er nicht abgeschrieben hat.

Test

zum Referat „Wie viel kostet Hilfe?“ am Beispiel von CARE

NAME: Dennis

1) WIE HILFT CARE MIT 6 EURO IN HAITI?

- Damit wird eine Palme gepflanzt, um zum Umweltschutz beizutragen
- Ein Schüler bekommt einen Monat lang gute Noten
- ✗ Eine Mutter erhält ein Notfall-Paket für ihr Neugeborenes – mit Decke, Windeln, Seife und Socken
- So viel Geld gibt CARE einer Mutter, wenn sie eine Woche nicht arbeitet und sich um ihre Kinder kümmert

2) WIE LEISTET CARE MIT 345 EURO IN NEPAL UNTERSTÜTZUNG?

- Ein beleuchteter Zebrastreifen wird errichtet für einen sicheren Schulweg
- Es wird eine Spielekonsole für eine Schule gekauft, damit die Schüler sich in den Pausen nicht langweilen
- Alle Lehrer einer Schule bekommen für ihre harte Arbeit einen Kino-Gutschein
- ✗ Es werden medizinische Geräte für eine Geburtsklinik gekauft, damit die Geburt gefahrlos verläuft

3) WAS MACHT CARE MIT 3 EURO?

- Schülern ein Fußball-Poster für ihr Klassenzimmer schenken
- ✗ Davon erhalten Menschen in Flüchtlingslagern Behälter, in denen Wasser hygienisch gelagert werden kann
- Ein Schuldirektor erhält dafür ein Zeitungsabonnement
- Mit drei Euro kann man nicht helfen

4) AUCH IN KENIA HILFT CARE – WAS WIRD DORT MIT MONATLICH 8 EURO GEMACHT?

- Ein Bauer erhält dafür Proteindrinks, damit er besonders hart arbeiten kann
- Die werden gespart und am Ende des Jahres gibt es eine Grillparty
- ✗ Im Notfall bekommt eine Person dafür einen Monat lang sauberes Trinkwasser
- Eine Schule bekommt Internetanschluss

5) WIE KAMEN DIE CARE-HELFER NACH HAITI, NACHDEM ES DORT DAS ERDBEBEN GAB?

- Sie wurden aus Europa dorthin geflogen, CARE bezahlte den Flug
- Sie wurden aus Europa dorthin geflogen, sie mussten den Flug aber selber bezahlen
- ✗ CARE hat zum Großteil lokale Mitarbeiter, fast alle Helfer waren also schon vor Ort
- CARE hatte keine Helfer vor Ort, sondern warf CARE-Pakete ab

6) WIE VIELEN MENSCHEN HALF CARE IM JAHR 2012 AUF DER GANZEN WELT?

- 900.000
- 16,5 Millionen
- ✗ 83 Millionen
- 8,3 Millionen

Tage wie dieser ...

*Der dayCARE in Luxemburg lässt Jugendliche einen Tag lang Berufsalltag schnuppern.
Und der gute Nebeneffekt: Damit unterstützen sie junge somalische Flüchtlinge im Flüchtlingslager Dadaab.*

von Frédéric Hauptert



„Was willst Du werden, wenn Du groß bist?“ Diese Frage beschäftigt wohl Kinder und Jugendliche auf der ganzen Welt. Fragt man in Deutschland Jungen im Alter zwischen sechs und 12 Jahren nach ihrem Berufswunsch, so ist das Urteil eindeutig: Jeder Fünfte möchte Profifußballer werden. Nur leider gibt es weder in Deutschland noch in irgendeinem anderen Land so viele Vereine und Ligen, dass sich all die hoffnungsvollen Kicker ihren Lebensunterhalt auf dem grünen Rasen verdienen könnten. Je näher die tatsächliche Berufswahl rückt und je drängender sich diese Frage den Jugendlichen stellt, desto unübersichtlicher werden die Alternativen. In Deutschland haben Jugendliche die Wahl zwischen über 350 Ausbildungsberufen. Hinzu kommen die unzähligen Studiengänge im In- und Ausland, deren Wahl oft so scheint, als hinge von ihr die ganze Zukunft, die Karriere, das Wohlergehen ab. Aber woher wissen, was man gerne machen möchte und worin man gut ist?

„Ein Tag für unsere Zukunft“, so lautet die einfache Nachricht, die im kleinen Großherzogtum Luxemburg seit 2008 Hunderte Schüler und viele Dutzend Unternehmen zusammenbrachte. Die Idee des dayCARE ist einfach: Für einen Tag können Schüler in Luxemburg ein Praktikum in den großen und kleinen Unternehmen des Landes machen. Die Unternehmen wiederum organisieren für die Schüler einen spannenden wie lehrreichen Arbeitstag, stellen die verschiedenen Berufe vor und spenden am Ende des Tages ein symbolisches „Gehalt“ der Schüler. Mit dieser Spende unterstützt CARE im Flüchtlingslager Dadaab im Osten Kenias über 900 Jugendliche mit einer Ausbildung. Diese hilft ihnen dabei, auch im Lager ein bisschen Geld verdienen zu können und vor allem gibt es ihnen die Hoffnung auf eine Zukunft in ihrer Heimat Somalia: Dorthin wollen sie zurück und ihre Fähigkeiten und gelernten Berufe anwenden.

Das schönste für unser luxemburgisches CARE-Team ist es, wenn wir am dayCARE selbst die Schüler in den Unternehmen besuchen und die Geschichten hören, die diese Idee mit Leben füllen. So erzählt uns die 19-jährige Magdala Furtado Carvalho glücklich von ihrem Praktikum im Eventmanagement des herrschaftlichen Schlosses von Villeroy & Boch: „Heute Morgen haben wir eine Pressekonferenz vorbereitet und für heute Nachmittag planen wir schon den nächsten Event. Vor meinem Praktikum habe ich Villeroy & Boch nicht gekannt, aber die abwechslungsreiche Arbeit gefällt mir und ich bin froh über den spannenden Einblick.“

Was die Schüler noch begeistert: Die Unterschiedlichkeit der angebotenen Praktika, von Gartenarbeit über Architektur bis hin zu einem Unternehmen, das Satelliten in die Umlaufbahn schießt – es ist alles dabei. Und so hat sich die 18-jährige Lena

Hoss ein Praktikum in der Leitung der luxemburgischen Supermarktkette Cactus aussuchen können, das sie auf ihr Ziel, Management zu studieren, vorbereitet: „Das Praktikum hat all meine Erwartungen übertroffen. Es ist eine ganz freundschaftliche Stimmung hier und man kümmert sich toll um mich. Über den Tag hinweg habe ich verschiedene Abteilungen kennengelernt, sodass ich jetzt einen guten Überblick habe.“

DAS ERFOLGSREZEPT LIEGT IM „TRIPLE WIN“

„Der Einfallsreichtum dieses Projektes führt zu einem triple win“, berichtet Hjoerdis Stahl, Executive Vice-President LuxairCargo und Partner des dayCARE seit der ersten Stunde. „Wir gewinnen, da die Jugendlichen unsere Berufe entdecken. Die luxemburgischen Praktikanten gewinnen, da sie von einer seltenen Erfahrung in unserem Unternehmen profitieren können. Und die Flüchtlinge gewinnen, da sie durch den dayCARE mehr Unterstützung in ihrer Berufsausbildung erfahren.“

Auch aufseiten der Mitarbeiter in den Unternehmen kann der dayCARE eine unerwartete positive Wirkung entfalten. So berichten Manager immer wieder von einem regelrechten Schub in der Motivation ihrer Belegschaft. Denn schließlich ist es auch für sie ein tolles Erlebnis, einen jungen, interessierten Menschen einen Tag lang über die eigene Arbeit zu informieren. Viele entwickeln damit eine neue Sicht auf ihren beruflichen Alltag und entdecken ihre eigene Berufswelt mit den Augen der Jugend noch einmal neu.

Es ist dieser „Hatrick“, der Gewinn für alle Beteiligten, der den dayCARE nun seit drei Jahren stetig wachsen lässt. 2012 beteiligten sich 200 Schüler und 26 Unternehmen. Inzwischen haben das luxemburgische Arbeitsministerium und das Bildungsministerium die Schirmherrschaft für den dayCARE übernommen und es gab noch eine weitere Ehre: Das Projekt wurde vom Wirtschaftsmagazin Paperjam als eine der zehn besten Initiativen der Personalentwicklung in Luxemburg gekürt. Bei der Auswahl der Unternehmen sorgt sich das luxemburgische CARE-Team stets um Vielfalt, damit für jedes Mädchen und jeden Jungen etwas dabei ist. Egal ob in den großen Supermarktketten, in Krankenhäusern, Frachtunternehmen, Architekturbüros, Porzellanproduzenten, Kommunikationsagenturen, Bio-Bauernhöfen, Holzwerkstätten, Banken oder Wirtschaftsprüferunternehmen: die Bandbreite ist riesig, wenn man sich mal vom Berufswunsch Profifußballer verabschiedet hat.

<http://www.care.lu/daycare.html>



„Ghana, I am not poor“

Schulpartnerschaft, mal anders. Für den entwicklungspolitischen Schulwettbewerb des Bundespräsidenten gingen Jugendliche in Ghana und Baden-Württemberg auf Schatzsuche.

von Thomas Knoll

Schlimm muss es sein, in Ghana zu leben! Ungefähr jeder Dritte hier kann weder lesen noch schreiben. Die Lebenserwartung der Menschen ist 16 Jahre kürzer als die in Deutschland. Kein Wunder – auf jeden Arzt kommen in Ghana etwa 120.000 Patienten, in Deutschland sind es lediglich 200. Wer in Ghana lebt, bekommt vom Rest der Welt sowieso nichts mit. Nur jeder Zwölfte hat Zugang zum Internet – in Deutschland sind es zwei von drei Bürgern. Ein Leben ohne Facebook, E-Mail und ohne Aussicht auf eine vernünftige Ausbildung – glücklich kann sich schätzen, wer nicht in Ghana lebt.

WIRKLICH?

Wer dieser Auffassung zustimmt, sollte sich vielleicht einmal mit dem Ghana-Arbeitskreis des Burg-Gymnasiums Schorndorf auf Schatzsuche begeben. „Schatzsuche“ – so heißt das Projekt, mit dem sich die Schülerinnen und Schüler aus Schorndorf gemeinsam mit ihren Freunden von der Berufsschule TIM-VTTC in der ghanaischen Stadt Tema beim entwicklungspolitischen Schulwettbewerb des Bundespräsidenten bewarben. Unter dem Motto „Eine Welt für alle – Alle für Eine Welt“ vergaben CARE und andere Hilfsorganisationen als Partner des Wettbewerbes den Sonderpreis „Hoffnungsträger“, und der ging an die Jugendlichen aus Ghana und Baden-Württemberg. „Hoffnungsträger“ prämiiert Beiträge, die nicht das Leid und den Mangel, sondern positive Beispiele und Vorbilder aus den Partnerländern in den Vordergrund stellen.

Und davon haben Schorndorf und Tema jede Menge zu bieten: Bereits seit 1995 besteht die Schulpartnerschaft und es gab bereits zwei gegenseitige Besuche. Ein solcher Austausch besteht keineswegs nur aus Sightseeing, Partys und Shopping. Klar kommt der Spaß nicht zu kurz, vor allem aber arbeiten die Schülerinnen und Schüler während ihres Besuches im Partner-

land miteinander. Neben der Weiterentwicklung der Partnerschule geht es vor allem darum, voneinander zu lernen. Dass dabei unter dem Strich vielleicht sogar mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zum Vorschein kommen, ist vielleicht die größte und schönste Überraschung dieser Begegnung – und genau darum geht es bei der „Schatzsuche“.

Die Idee für das Projekt stammte von einem Gedicht des ghanaischen Schülers Godwin Doley. „Ghana, I am not poor“ schrieb er und wehrte sich damit gegen gängige Afrika-Vorstellungen, die von Armut, Bedürftigkeit und Rückständigkeit dominiert werden. Inspiriert von Godwins Aussagen entschied man sich in Schorndorf, diesen Fragen weiter auf den Grund zu gehen. Die Jugendlichen suchten im eigenen privaten und schulischen Umfeld nach Gegenständen, Werten und Errungenschaften, die das eigene Leben bereichern – die Idee der „Schatzsuche“ war geboren. Dabei ging es auch um verborgene und bedrohte Schätze. Die Ideen wurden von den Schülern parallel in Deutschland und in Ghana gesammelt. Eine Internetplattform half dabei, sich auszutauschen und den Kontakt zu halten. Im Sommer 2011 wurde der gemeinsame Schatz im Rahmen des Besuchs von acht Schülerinnen und Schülern aus Tema dann in Schorndorf „gehoben“ – in Workshops, durch Interviews, in Gottesdiensten, bei Sportveranstaltungen und im gemeinsamen Tanz und Musizieren. Höhepunkt war eine neunzigminütige Radiosendung im Jugendsender BigFM über das Projekt, dokumentiert durch selbstproduzierte Wort- und Musikbeiträge. Dabei mussten sich die Jugendlichen einer unerwarteten Herausforderung stellen: Dem Moderator schwebte weniger eine mit den Jugendlichen gemeinsam gestaltete Sendung vor, er wollte ausschließlich über die Gäste berichten. Dass die Sendung letztlich doch noch ein Erfolg wurde, haben die Jugendlichen gemeinsamen Schätzen zu verdanken, derer sie sich vielleicht erst hinterher gewahr wurden: Selbstbewusstsein und Durchsetzungsvermögen.

„Eine Partnerschaft bedeutet, dass eine Gruppe von Leuten zusammenkommt, um gemeinsam ein Ziel zu erreichen. Ein Ziel, das nicht nur einer Person hilft, sondern allen. Für uns ist diese Partnerschaft mit Schorndorf etwas ganz besonders, denn wir lernen von den deutschen Mitschülern, das stärkt unseren Charakter, unsere Lebensweise und gibt uns Enthusiasmus. Wir verstehen unseren unterschiedlichen Hintergrund und die Kulturen und kommen mit einem gemeinsamen Ziel zusammen. Es gibt viele Vorurteile in beiden Ländern, aber als wir uns dann trafen, verstanden wir alle viel mehr vom anderen und lernten die Wahrheit kennen.“

MARTHA DOMI
GHANAISE SCHÜLERIN

TIM-VTTC TEMA

Das Vocational and Technical Training Centre (VTTC) ist eine Schule in der ghanaischen Hafenstadt Tema. Die Schule ist ein Projekt der Tema Industrial Mission (TIM), einem Zusammenschluss mehrerer Kirchen, um den Jugendlichen in Tema bessere Zukunftschancen zu eröffnen. Die Berufsschule ist aufgrund eines Bauprojekts entstanden, das eine gesamte neue Industrie- und Hafenstadt umfasste. Dadurch war das ursprüngliche Fischerdorf gezwungen, auszuweichen. Bereits im Jahre 1981 wurden in Tema die ersten Schüler zu Holzbildhauern und Schreincrn ausgebildet. Heute beginnen jährlich etwa 370 Jugendliche eine dreijährige handwerkliche Grundausbildung. Es gibt insgesamt sechs verschiedene Ausbildungen: Damenschneider, Catering, Maurer, Schreiner, Radio- und Television, EDV und Batiken.

„Ich habe neue Erfahrungen gesammelt, Freunde gewonnen und gemerkt, dass wir deutschen und ghanaischen Jugendlichen trotz unterschiedlicher Bildung und Kultur sehr viele Dinge gemeinsam haben. Man lernt von- und miteinander und begegnet sich auf derselben Augenhöhe. Besonders war für mich bei der Partnerschaft, dass ich durch die Auseinandersetzung mit einer anderen Kultur und dem einst fremden Lebensstil viel über mich selbst und über meine eigenen Wurzeln gelernt habe.“

CHARLOTTE
DELSCHLAGER
DEUTSCHE SCHÜLERIN

BURG-GYMNASIUM SCHORNDORF

Das Burg-Gymnasium Schorndorf ist ein allgemeinbildendes Gymnasium im Zentrum der Stadt Schorndorf. Rund 1.000 Schüler werden von etwa 80 Lehrkräften unterrichtet. Die pädagogischen Leitlinien des Gymnasiums sind stark zukunftsorientiert und verbinden traditionelle Werte mit der Erziehung zur globalen Verantwortung. Ziel ist es, ein Schulklima zu schaffen, in dem sich die Schüler zu Persönlichkeiten entwickeln und nach dem Schulabschluss die Gesellschaft kritisch und konstruktiv mitgestalten können. Die Schüler des Gymnasiums können sich bereits zu Beginn ihrer Schulzeit zwischen einem sprachlichen und naturwissenschaftlichen Profil entscheiden. Aufgrund des vielfältigen Engagements wurde das Burg-Gymnasium 2012 zur UNESCO-Projektschule ernannt.

„Der Geschmack des Lebens“

In den letzten Jahren verbrachten mehrere Studenten aus Kambodscha ihren Sommer in Deutschland. Für zwei Monate machten sie ein Praktikum in der Pressestelle von CARE in Bonn. Hier berichten Chandara, Soratha, Sokunthy, Channy und Chansok von ihren Erinnerungen: An fades Essen oder die Schwierigkeit, das Wort „Drei“ auszusprechen. Und warum sie jetzt zu Hause schneller laufen.

von Sandra Bulling



„ES WAR EIN TRAUM , UND ICH WAR DABEI“

Chandara Tith, Dozent für Public Relations, Abteilung Medien und Kommunikation der Königlichen Universität Phnom Penh

Warum Deutschland?

Ehrlich gesagt habe ich mir Deutschland nicht ausgesucht. Ich hatte ein Stipendium von der Konrad-Adenauer-Stiftung, die auch den Journalismus-Studiengang an der Uni in Phnom Penh unterstützte, dort wo ich studierte. Und so saß ich auf einmal im Flugzeug gen Bonn, um zwei Monate bei CARE Deutschland-Luxemburg zu arbeiten. Das war übrigens der erste Flug in meinem Leben. Ich hatte keine

Ahnung, wie man eincheckt, wo man das Abfluggate findet und wie das mit dem Umsteigen in Bangkok funktioniert. Oh Mann, das war ganz schön aufregend. Aber es hat mir gefallen.

Was war dein erster Eindruck, als Du in Bonn ankamst?

Ich finde, Deutschland ist ein farbloses Land. Die Menschen tragen gerne schwarze, graue oder dunkle Klamotten, im Gegensatz zu Kambodscha, wo wir gerne bunte Farben tragen, vor allem pink und rot. Ansonsten fand ich das öffentliche Nahverkehrssystem toll. Straßenbahnen gibt es in Kambodscha nicht, auch keine richtigen Linienbusse. Und die Shoppingcentren und Einkaufsstraßen, an die denke ich auch gerne zurück.

Und die Deutschen, wie bist Du mit denen klargekommen?

Ich werde nie verstehen, warum die Deutschen, wenn man ihnen auf der Straße begegnet, immer so seriös und ernst schauen. Das ist so anders in Kambod-

scha, da wird jeder Ausländer, vor allem von Kindern, begrüßt und man unterhält sich auch viel öfter miteinander im Bus. Kambodschaner rauchen und trinken auch nicht so viel wie die Deutschen. Rauchen ist überhaupt nicht cool bei Jugendlichen und Studenten in Kambodscha.

Ich werde nie vergessen, wie schwierig es war, in Deutschland zu kommunizieren. Das erste Wort, das ich lernte, war „Danke“. Das Verständigungsproblem führte dazu, dass ich das falsche Essen bestellte oder mit dem Zug in die falsche Richtung fuhr. Nach und nach lernte ich dann ein paar mehr Worte. Aber am schwierigsten für mich war es, das Wort „Drei“ auszusprechen!

Haben Dich die zwei Monate in Bonn verändert?

Ja, und zwar erledige ich jetzt alles viel schneller und effizienter. Das habe ich in Deutschland gelernt. Deutsche sind so pünktlich und strikt, das war faszinierend. Ich werde auch nie vergessen, wie schnell die Deutschen auf der Straße laufen und im Büro arbeiten. Ich habe echt

gelernt, schneller zu laufen. Und ich fühle mich unabhängiger und selbstbewusster seit meinem Aufenthalt in Bonn.

Warst Du seitdem noch mal in Deutschland?

Ja, ein Jahr nach dem Praktikum bei CARE konnte ich noch mal nach Deutschland im Rahmen eines „Fellowship“-Programmes. Da war ich in München, Nürnberg und Berlin und ich habe viel über den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg gelernt. Danach war ich fast depressiv und musste mich jeden Tag selber in bessere Stimmung bringen, nach all den traurigen Kriegsgeschichten.

Ich habe also viel vom Land gesehen. Sollte ich irgendwann noch einmal die Gelegenheit bekommen, Deutschland zu besuchen, werde ich so schnell nicht mehr in die falsche Straßenbahn einsteigen. Wenn ich jetzt noch Deutsch sprechen könnte, würde ich gar nicht mehr als Ausländer auffallen ...



„KEIN EINZIGER AUTOUNFALL IN ZWEI MONATEN“

Channy Chheng, Communications and Coordination Specialist, HACC Cambodia

Warum bist Du nach Deutschland gekommen?

Die Gelegenheit, ein Praktikum in Deutschland zu absolvieren, wurde ermöglicht

durch die Konrad-Adenauer-Stiftung und CARE. Während meine Kommilitonen nach Malaysia oder Thailand gingen, wollte ich unbedingt nach Deutschland. Ich wollte gerne sehen, wie hart arbeitende Menschen in dem reichen Land leben, aus dem Mercedes-Benz Autos kommen.

Und, wurden Deine Erwartungen erfüllt?

Um bei den Autos zu bleiben: Was mir am meisten gefallen hat, ist der Respekt im Straßenverkehr. Der Fahrer mit dem größeren Auto respektiert auch die kleinen Motorradfahrer, selbst die Fahrradfahrer! In Kambodscha ist es genau umgekehrt, je größer dein Auto, desto größer deine Macht auf der Straße. Das ist vor allem gefährlich. In Deutschland habe ich keinen einzigen Unfall gesehen in den zwei Monaten.

Was hat Dir gar nicht gefallen?

Dass Deutschland so teuer ist.

Hast Du irgendwas Bestimmtes gelernt?

Du wirst es nicht glauben, aber ich habe gelernt, Bücher zu mögen. Deutsche lesen ja überall, in der Straßenbahn, im Bus, an der Haltestelle. Das fand ich faszinierend, und ich habe angefangen, mich mehr für Bücher zu interessieren. Ich habe auch gelernt, pünktlich zu sein. Wenn ich mich mit Freunden in Kambodscha verabrede, sage ich denen immer, dass sie nach deutscher Zeit kommen, also dass sie gefälligst pünktlich sein sollen. Und ich habe sogar gelernt, schneller zu essen. Meine Kollegen in Bonn waren immer vor mir mit dem Mittagessen fertig, da habe ich es mir auch angewöhnt, schnell alles in mich reinzuschlingen.

Alles in allem hat mich mein Auslandsaufenthalt in Deutschland sehr gut auf

meinen jetzigen Beruf vorbereitet. Ich kann viel selbstsicherer über Politik, Geschichte und andere Kulturen diskutieren und ich arbeite schneller.

Gibt es Unterschiede zwischen deutschen und kambodschanischen Jugendlichen?

Deutsche Jugendliche sind viel aktiver und erledigen alles viel schneller als Kambodschaner. Sie laufen sogar viel schneller. Junge Deutsche sind verantwortungsbewusst und leben unabhängig, wenn sie erwachsen werden. In Kambodscha leben die meisten Jugendlichen und Studenten noch bei ihren Eltern.

.....



„FRAUEN KÖNNEN DIE GLEICHEN JOBS ERLEDIGEN WIE MÄNNER“

Chansok Lay, Pressereferent des UN Entwicklungsprogramms, Phnom Penh

Was hat Dich am stärksten an Deutschland fasziniert?

Dass deutsche Frauen so selbstständig sind. Sie tragen viel mehr zur Entwicklung ihres Landes und ihrer Gesellschaft bei. Kambodschanische Frauen arbeiten meist nicht, sie erledigen die Hausarbeit und kümmern sich um die Kinder. Aber die meisten meiner Kollegen bei CARE waren Frauen, und in Deutschland fahren Frauen sogar Busse und Bahnen. Ansonsten fand

ich es auch toll, dass es im deutschen Sommer erst um zehn oder elf Uhr dunkel wird. Sowas hatte ich noch nie erlebt.

Haben die zwei Monate Dich verändert?

Ja, denn ich habe zwei wichtige Dinge gelernt. Erstens: Frauen können die gleichen Jobs erledigen wie Männer. Zweitens: Es ist möglich, Gesetze und Personen im Straßenverkehr zu respektieren. Wenn ich in Deutschland die Straße überqueren wollte, hielten die Autos immer an. Das zeigt, dass Deutsche das menschliche Leben hoch schätzen. Ganz anders ist dies in Kambodscha.



„DER GESCHMACK DES LEBENS“
Sokunthy Heng, Brand Executive, British American Tobacco

Was wolltest Du in Deutschland unbedingt sehen?

Die Berliner Mauer mit ihrer spannenden Geschichte. Aber ich wollte nicht nur in Deutschland reisen, sondern auch andere Länder Europas entdecken. Während meiner Zeit in Bonn bin ich am Wochenende mit drei anderen kambodschanischen Studentinnen in Belgien, Holland und Frankreich gewesen. Ich liebe es einfach, zu reisen. Gleichzeitig wollte ich mich

auch selbst vor die Herausforderung stellen, mein Land zum erstem Mal zu verlassen und eine komplett neue Kultur zu erleben. Und das ganz alleine, ohne meine Familie.

Was hast Du entdeckt?

Vor allem mein eigenes Selbstbewusstsein und meine Unabhängigkeit. Dass ich in Holland allein mit drei anderen jungen Frauen in einem Hotel übernachtet habe, ist nicht selbstverständlich in Kambodscha. Es war für uns alle das erste Mal, dass wir uns so unabhängig und frei gefühlt haben. Und das Hotel lag auch noch über einer Bar! Danach waren wir noch in Paris und sind über Nacht in einem Bus gereist. Ich würde sagen, jeder Ort, den ich besuchte, hat mir einen anderen Geschmack des Lebens gezeigt.

Hat Dir auch irgendwas nicht gefallen hier bei uns in Deutschland?

Da gibt es eigentlich nichts Bestimmtes. Aber wenn ihr mich darauf festnageln wollt, dann würde ich das deutsche Essen sagen. Deutsches Essen ist fade und mit viel Käse, vollkommen anders als unser stark gewürztes Essen in Kambodscha. Obwohl ich während meiner Zeit in Deutschland nicht viel gegessen hatte, so habe ich doch ein paar Kilo zugenommen, allein wegen des Käses und des kalten Wetters.

Wie hat der Aufenthalt Dich verändert?

Ich bin viel selbstsicherer geworden. Ich war sehr beeindruckt von deutschen Frauen, die so selbstsicher auftraten und so direkt waren, wenn ich mit ihnen sprach. Allein die Tatsache, dass deutsche Frauen von zu Hause ausziehen, wenn sie studieren oder arbeiten! Als

ich nach Kambodscha zurückkam, merkte ich, dass ich viel selbstbewusster auftrat, wenn ich neue Leute traf, an der Uni oder auch jetzt in meinem Job. Ein höheres Selbstbewusstsein ist die unbezahlbare Erfahrung, die man bei solchen Auslandsaufenthalten macht.



„WAHNSINN! SAUBERES WASSER AUS DER LEITUNG“
Soratha Chan, Manager Öffentlichkeitsarbeit, Bayer, Phnom Penh

Was war Dein bestes Erlebnis in Deutschland?

Ich erinnere mich am meisten an einen Grillabend im Garten von Freunden. Das hat mir unglaublich gut gefallen, der deutsche Lebensstil im Sommer, leckeres Essen, Gespräche mit Freunden. Viele Deutsche waren auch wirklich interessiert an Kambodscha. Am meisten hat mich allerdings beeindruckt, wie gut der deutsche Staat seine Einwohner versorgt, vor allem auch mit sauberem Wasser und Transport. Manchmal habe ich sogar Wasser direkt aus der Leitung getrunken. Das wäre in Kambodscha nie möglich, und ich wünschte, wir hätten auch solch einen Service. Und diejenigen, die sich kein Auto leisten können, fahren mit den überaus pünktlichen Bussen oder Straßenbahnen. Wahnsinn.





CARE-Schreibwettbewerb für junge Talente

Wollt Ihr noch kurz die Welt retten?

Wie stellt Ihr Euch das vor?

Wer wird dafür gebraucht?

Und wie kann es klappen?

Mit diesen Fragen rief CARE Anfang 2013 zu einem Schreibwettbewerb auf. Die Texte sollten höchstens 1.200 Wörter enthalten, ansonsten waren die Teilnehmer in Form und Inhalt völlig frei. Mitmachen konnten Kinder und Jugendliche jeweils in den Altersgruppen von elf bis 15 Jahren oder 16 bis 20 Jahren. Bis zum Einsendeschluss erreichten CARE insgesamt 136 Einsendungen, 85 in der jüngeren, und 38 in der älteren Teilnehmergruppe.

13 Beiträge erreichten uns ohne Altersangabe. Die Autoren kamen aus insgesamt 15 Bundesländern, zudem gab es Einsendungen aus der Schweiz und den USA. Eine Jury um Bestseller-Autorin Cornelia Funke, das Redaktionsteam von Dein-SPIEGEL und den CARE-Schulberaterkreis hat es sich nicht leicht gemacht, zwischen zahlreichen kreativen und spannenden Ideen und Texten zu entscheiden. Am Ende kürte die Jury „Vaters Kleber“ der 18-jährigen Andrea Friedel und „Mikrokosmos“ von Sarah Stemmler [15 Jahre] zu den Gewinnern. Doch so viele der eingesandten Texte haben uns begeistert, bewegt und beeindruckt. Deshalb veröffentlichen wir eine Auswahl der besten Einsendungen im Sonderheft „Weltenretter“.

Bestellungen bei CARE unter: schreibwettbewerb@care.de

Parallel fand auch in Sambia ein Schreibwettbewerb statt. Dort führt CARE ein Gemeindeschulenprojekt durch, das auch von deutschen Schulen unterstützt wird. Die sambischen Kinder und Jugendlichen brachten ihre Ideen unter dem Motto „Visions for a better future“ – Visionen für eine bessere Zukunft – zu Papier. Einen der Beiträge gibt es auf Seite 63 zu lesen.

SARAH STEMMLER, 15 JAHRE

MIKROKOSMOS

„Eliah! Komm endlich rein!“ Das war schon das sechste Mal, dass seine Mutter ihn heute rief. Das erste Mal war es „Gehst du schon wieder nach draußen?“, gewesen, das zweite Mal „Was machst du denn da hinten im Dreck?“, das dritte Mal „Willst du nicht lieber mal wieder mit Benjamin spielen?“, das vierte „Magst du wirklich nicht mit Ben spielen? Er geht gerade raus in den Garten!“, das fünfte „Jetzt wird es aber langsam spät!“ und das sechste war gerade eben gewesen. Die Abstände zwischen den Rufen hatten sich mit jedem Mal verringert, die Tonlage seiner Mutter war immer höher und lauter geworden und sie war jedes Mal weiter zu ihm herübergekommen. Inzwischen stand sie mitten auf der schmalen Straße, die ihren Garten vom Waldrand trennte. Ihr Fuß in den ausgetretenen, mit Farbe besprenkelten Gartenschuhen tippte unruhig auf den Boden. Sie machte sich einfach viel zu viele Sorgen um ihn, fand Eliah und seufzte. Sie hatte sich schon immer Sorgen um ihn gemacht, aber wenn Eliah sich beschwerte, sagte sein Vater, das sei normal für eine Mutter. Eliah befürchtete, dass er Recht hatte. Dabei war er schon acht und konnte ziemlich gut auf sich selbst aufpassen. „Ich komm’ gleich!“, rief Eliah zurück, lächelte seiner Mutter aufmunternd zu und drehte sich dann wieder um. Ein, zwei Atemzüge vergingen, ohne dass irgendetwas geschah, dann entfernten sich ihre Schritte langsam. „In einer halben Stunde wird’s dunkel, junger Mann!“, erinnerte sie ihn noch über die Schulter. „Und dann kommst du mir endlich ins Haus. Du sitzt jetzt schon wieder seit vier Stunden da drüben im Matsch, ein Mysterium, was du dort machst, und das jeden Tag.“ Die letzten Sätze waren nicht für seine Ohren bestimmt, aber er hörte sie trotzdem. Er hoffte, dass sie sich beruhigen und ihn vergessen würde, wenn es Nacht wurde. Selbstverständlich hatte er daran gedacht, eine Taschenlampe mitzunehmen. Es war spätestester Spätsommer, es wurde immer früher dunkel und die Feuchtigkeit nistete bereits zwischen den dicken, moosigen Baumstämmen des Waldes. Es gab für Eliah nichts Schöneres. Vorsichtig nahm er die Ameise auf die Hand, stand auf und trug sie in das Dickicht hinein. Er konnte nicht verstehen, weshalb sie ihren Berg unbedingt direkt an der Straße bauen mussten. Bisher war sie zwar nur eine staubige, erdige Schlange, aber sie würde bald geteert und asphaltiert werden. Und das bedeutete das Ende der Welt für die Ameisen. Vermutlich leben sie schon seit Generationen dort, dachte er, während er die Ameise sacht absetzte und zu den anderen krabbeln ließ. Vermutlich leben sie schon viel länger dort, als wir überhaupt Straßen bauen. Bei dem Gedanken taten sie ihm wirklich leid. Ihr altes Zuhause musste für sie ungeheuer weit weg sein, so klein, wie sie waren, auch wenn es für ihn keine fünf Minuten waren. Eliah betrachtete den Berg, den er während der gesamten Sommerferien gebaut hatte, weit ab von der gefährlichen Straße. Er hatte sich genau

informiert, woraus ein Ameisenbau bestand. Er hatte sich wirklich Mühe gegeben, alles richtig zu machen. Wirklich. Aber die kleinen, wuseligen Dinger krabbelten trotzdem immer wieder zu ihrem alten Haufen zurück. Eliah hatte ihnen schon zu erklären versucht, was los war. Dass ihr alter Haufen nicht mehr sicher war. Dass sie jetzt ein neues Zuhause bekamen. Aber sie hatten ihn anscheinend nicht verstanden. Vielleicht hatte er auch etwas an dem Haufen verkehrt gemacht. Eliah blickte das Gebilde zweifelnd an. Seinen Eltern hatte er nichts hiervon erzählt. Sie würden sich bloß über ihn lustig machen. Sie verstanden einfach nicht, wie wichtig so ein Ameisenstaat war. Er war wie eine kleine Welt und er funktionierte perfekt. Außer natürlich, die Menschen benahmen sich so unachtsam und trampelig, wie sie es meistens taten, wenn es um kleinere Lebewesen ging. Ameisenstaat, dachte Eliah. Wo ist der Unterschied zwischen einem Ameisen- und einem Bundesstaat? Der ist schließlich auch wichtig. Und außerdem... „E-l-i-a-h!“ Er zuckte zusammen. Am liebsten hätte er sich die Ohren zugehalten, aber seine Mutter klang langsam verzweifelt. Vielleicht sollte er einfach reingehen und zu Abend essen. Das hier half sowieso nichts. Mit einem traurigen Blick auf den Ameisenhaufen wandte er sich zum Gehen, aber da hörte er auch schon die Schritte seiner Mutter. Sie stampfte regelrecht durch den Wald. Lauter kleine Äste brachen unter ihren Füßen, und sie fluchte, als sie im Brombeergestrüpp hängenblieb. Für die Ameisen musste das einem Erdbeben gleichkommen. Er sah entschuldigend auf sie herab. „Eliah!“ Zerzaust und offensichtlich sowohl verärgert als auch erleichtert blieb seine Mutter vor ihm stehen. „Was machst du denn mitten im Wald? Ich habe mir vielleicht Sorgen gemacht! Autsch!“ Sie bückte sich zu ihrem nackten Knöchel. „Bissige kleine Ameise!“ Blinzelnd sah sie zwischen ihm und dem Haufen hin und her. „Was machst du denn hier?“, wiederholte sie verständnislos. Eliah kaute auf seiner Unterlippe herum. Seine Mutter starrte ihn an, wie sie auch auf den Fernseher starrte, wenn dort das Dschungelcamp lief. Total fassungslos. „Ich wollte“, fing Eliah an und spürte, wie die Worte in ihm stockten und sich verknöteten. Zwielflicht hing zwischen den Bäumen wie verschlissene graue Vorhänge. „Ich wollte doch nur die Ameisen retten“, murmelte er. Seine Mutter legte den Kopf schief und richtete sich langsam auf. „Was für Ameisen denn? Denen geht’s doch gut hier, oder nicht?“ „Eben nicht!“ Jetzt sprudelte es doch aus ihm heraus. „Die sind von dem Haufen an der Straße! Die asphaltiert werden soll! Ich wollte sie alle hierher bringen, aber es funktioniert nicht. Sie bleiben einfach nicht hier! Ich weiß nicht, was ich falsch mache.“ Er hielt bedrückt inne. „Ich versuche es schon die ganzen Sommerferien“, setzte er dann leise

hinzu. „Erst hab ich versucht, sie mit Krümeln wegzulocken, aber das hat nichts gebracht. Dann wollte ich sie einfangen, aber, aber...“

Der Ausdruck auf dem Gesicht seiner Mutter war ganz weich geworden. Sie legte eine Hand an seine Wange und streichelte sanft mit ihrem Daumen darüber. Und sie lächelte. „Das ist eine wunderbare Idee, Eliah“, flüsterte sie und das Lächeln wurde immer breiter und kräftiger. „Wirklich. Aber Ameisen kannst du nicht einfach umsiedeln. Sie wissen doch gar nicht, dass du sie zu ihrem neuen Zuhause bringst. Natürlich laufen sie da wieder zurück.“

Elijah blickte niedergeschlagen auf den Boden. Es wurde immer dunkler zwischen den Bäumen. „Stell dir doch mal vor eine riesige Hand packt dich und setzt dich einfach im nächsten Dorf ab. Dawürdest du auch zurücklaufen, weil du keine Ahnung hättest, wieso sie das gemacht hat.“ Wenn sie das so sagte, klang es ganz logisch. Verlegen verschränkte er die Arme hinter dem Rücken. Seine Mutter sah immer ihn noch so sonderbar an.

„Weißt du was, ich habe schon mal davon gehört, dass man Ameisen mit Tontöpfen umsiedeln kann. Dann ist der ganze Staat im Topf und man kann sie alle zusammen wegbringen.“ Er glaubte ihr das nicht so richtig. Sie schien das zu merken und nickte bekräftigend. „Wirklich. Ich verspreche dir, dass ich das nachprüfe. Vorerst... vorerst sollten wir erst mal nach drinnen gehen. Dein Vater hat bestimmt schon Hunger. Und du auch. Du hast dir ja eine Heidenarbeit hier gemacht.“ Lächelnd und kopfschüttelnd ging sie vor durch das Gestrüpp. Elijah sah noch einmal zu dem Haufen zurück. Er sah doch ziemlich stümperhaft aus. Dann folgte er seiner Mutter ins Haus.

/\

1. PLATZ

ANDREA FRIEDEL, 18 JAHRE

ALTERSKLASSE 16-20 JAHRE

VATERS KLEBER

„Dieser Text ist Fiktion, aber das, wovon er handelt, ist Realität. Das Geschichteschreiben ist für mich ein gutes Ventil. Ich möchte etwas gegen das Tabuthema Missbrauch unternehmen, denn es wird noch viel zu schamvoll behandelt. Wenn wir schweigen, haben eventuelle Täter viel leichteres Spiel. Meine Sprache mag an einigen Stellen hart sein. Aber nicht so hart, wie das, was Opfer von Missbrauch durchleben. Und darauf will ich aufmerksam machen und das Schweigen durchbrechen.“

Die Welt retten?
Ich will euch eine Geschichte erzählen...
Vielleicht hört ja jemand zu. Ich habe Angst davor, aber ich mach's.
Vielleicht macht diese Geschichte ja die Welt ein wenig besser. Wenn auch nur für eine Person... Aber dann würde es sich lohnen.

Szenenwechsel.

2. juni
vater hat mich heute wieder angefasst
nachts
er hat in mein mondkissen geschrien und auf meinen rücken sind jetzt sieben kratzer
zwei stunden lang...
salzkörner und blut

Mo und ich liegen da und warten...
Wir liegen in seiner Hängematte und rauchen, lassen den Tag immer weiter sterben. Mo malt glühende Muster auf seine Hand.
Die Zigaretten haben schon etliche glühende Muster auf seine dürre Hand gemalt.
„Kannst du mir auch so ein Muster auf die Hand malen, Mo?“
Ich will meine Lippen öffnen und Mo anlächeln, doch sie kleben aneinander und sind zu kraftlos um sich zu wehren.
„Ich weiß nicht... ich glaube nicht, Mira. Die Muster sind zu gefährlich für deine Hände... lass uns lieber warten.“
Er nimmt wieder einen Zug und pustet den Qualm in die Luft, will sein Herz in die Luft pusten.
Tränen durchbohren Mos Hals und ich habe Angst, dass ich ihn kaputt mache mit meinen Tränen.
Ich habe schon so oft seinen Hals nass geweint...
Irgendwann wird er vielleicht so löchrig sein, dass der Hals nutzlos wird und stirbt.

„Hast du Halsschmerzen, Mo?“

Ich frage ihn oft, ob er Halsschmerzen hat.

Meistens lächelt er dann und verneint, so wie heute.

Mo sagte sogar einmal zu mir: „Ich versuche nur für dich zu lächeln, Mira... eigentlich hab ich gar kein Lächeln mehr... mein Lächeln ist schon lange irgendwo hinter mein Herz gerutscht und dort verloren gegangen...“

Wir standen am Bahnhof und es war schon dunkel und wir haben gewartet.

Mo und ich warten sehr oft zusammen. Manchmal weiß ich gar nicht, worauf eigentlich.

„Pustest du deswegen dein Herz in die Luft? Weil du dein Lächeln dahinter suchen willst?“ Meine Stimme kratzt und ist ganz atemlos.

Mo sagt nur: „Ja.“

Mehr nicht.

„Warum versuchst du ausgerechnet für mich zu lächeln, Mo?“

Ich hab mich auf die Zehenspitzen gestellt und seine Wange geküsst und es hat sich gut angefühlt, wie ich ihn geküsst habe. Mo hat eine saubere, warme Wange.

Er sagte: „Weil du es auch für mich tust... und weil ich dich gern hab, Mira... genau deswegen.“

Wir standen am Bahnhof und warteten und die Kälte versuchte uns in kleine Stücke zu zerreißen, als wir so dastanden und uns gern hatten.

Ich lächelte ihn dankbar an, während meine Lippen klebten und zogen...

5. juni

vater war heute wieder betrunken

er hat wieder in mein mondkissen geschrien

am liebsten mag er meinen bauch und meine haare...

Gestern hat Mutter drei Zigarettenschachteln unter meiner Matratze gefunden. Ihre Stirn wurde zornig und sie sagte: „Irgendwann wirst du noch krank werden, wenn du immer rauchst, Mira!“ Sie hat die Zigarettenschachteln weggeschmissen und gemeint: „Du wirst noch Lungenkrebs bekommen, wenn du nicht aufhörst...!“ Ich stelle mir oft vor, wie ich Lungenkrebs bekomme... Ich glaube, dann wird meine Lunge einbetoniert, vielleicht ja auch mein Herz? Ich mag die Vorstellung, einbetoniert zu werden...

Dann kann mich keiner mehr zerquetschen oder zerstechen.

Meine Mutter aber schrie mich an und sie hat getobt und gesagt, ich wäre ein furchtbares Mädchen.

„Ich mag meine Zigaretten aber...“, sagte ich leise und starrte auf mein Bett. Auf der Matratze ist unten ein roter Fleck.

Mutter meinte, ich soll endlich mal aufhören, im Bett Kirschsaft zu trinken und alles dreckig zu machen... Sie hat ja nur die Arbeit.

9. juni

vater hatte heute geburtstag

kam gerade wieder in mein zimmer und wollte, dass ich ihn anfasse

vaters körper hat sich angefühlt wie brennnessel...

salzkörner

ich will ersticken

Mo küsst meine Haare.

Er hält mich leicht in seinen Armen und beschützt mein Herz.

„Ich glaube, wir müssen weg, Mo!“

„Weg?“

„Ich weiß nicht... einfach weg, verstehst du? Wir können nicht mehr warten...“

„Ich hab dich lieb, Mira.“

Mein Herz schluchzt und wimmert und verkrampft sich.

„Ich hab dich auch lieb, Mo... Sehr sogar.“

Mutter hat mir gestern gesagt, dass sich bei mir etwas ändern muss.

Sie hat zwei Wodka-Flaschen in meinem Schrank gefunden, so sagt sie.

Und ich wäre erst sechzehn, was bildete ich mir überhaupt ein.

Wir haben zu Mittag gegessen und meine Haut wurde ganz kalt.

Mein Vater hat empört aufgehört zu kauen...

„Du säufst, Mira?“ Die Stimme war laut und borstig und kitzelte mein Trommelfell... Ein widerwärtiges, verlangendes Kitzeln.

Ich starrte auf meinen Teller und flüsterte: „Ja, ich saufe... das beruhigt und macht Spaß...“

Das erzählte ich meinem Teller und Mutters Gabel klirrte.

„Was sagst du da, Mira?“

Ich roch das Parfüm meiner Mutter, es roch nach Blumen und Frühling, obwohl doch schon Sommer war...

„Ich saufe, verdammt! Das sage ich...“, flüsterte ich und schrie und flüsterte wieder.

Es war still, ganz still, solange bis das Kitzeln sagte: „Wir reden darüber später noch mal, Mira.“

Mein Vater nickte, meine Mutter nickte und ich wurde weggenickt wie eine Fliege, die der fleischfressenden Pflanze zum Fraß vorgeworfen wurde... Machten sie das mit Absicht?

Am liebsten hätte ich allen ins Gesicht gekotzt.

★

Mo und ich rennen.
Die kühle Abendluft schneidet in unsere Lungen und wir rennen und rennen
und rennen und das Lächeln hüpfte freudig hinter Mos Herz auf und ab.
Wir rennen auf den Gleisen und fühlen uns frei, wie wir so dahin rennen...

Ich weiß nicht, worauf wir immer gewartet haben, Mo und ich.
Vielleicht auf irgendein Zeichen, vielleicht, dass uns einfach jemand
entdeckt, vielleicht auf irgendetwas, was wir selbst nie erfahren haben...
Der Wind peitscht mir ins Gesicht und Mo hält meine Hand fest und die Gleise
geben uns Ruhe.
Ich weiß, dass Mo Zuhause immer viel arbeiten muss, er muss arbeiten und gut
sein, immer nur gut sein...
Mo sagt, er hält das Gut-Sein nicht mehr aus...
Ich höre Mo neben mir lächeln, höre Mos hüpfendes Lächeln, es ist ganz nah.
„Das Lächeln gehört dir, Mira! Da ist es, mein ganzes Lächeln!“, Mo schreit
und lacht und wir rennen und rennen und rennen und mein Herz schmilzt dahin.

„Ich liebe dich, Mo“, schreit ein Mädchen auf den Gleisen und rennt mit einem
dunklen, schlaksigen Jungen von der Zukunft davon, in der Ferne zwei kleine,
näher kommende Lichter.
Ihre Lippen reißen auseinander, ihre verklebten, dünnen Lippen und sie
grinsen und lachen und der Kleber vom Vater hängt nur noch verloren in den
Mundwinkeln.

...
...

Stopp...
So soll es nicht enden.
Ich schreibe dies nieder für alle Kinderschänder... damit sie mal etwas
fühlen... damit sie sich schämen... fick dich Homo Sapiens!
Für meine Schwester, für diejenigen, die sich nicht trauen zu sprechen, für
diejenigen, die wegschauen und Angst haben. Sterbt nicht weiter.
Ich will eure Welt retten.
Ich will nicht, dass ihr weiterhin nachts in euer Kopfkissen weint, euch
ekelt, dass das Tier der Traurigkeit in euren Pupillen sitzen bleibt, dass
ihr stumm seid... Ich will, dass ihr aufsteht und los schreit.
Die Welt kann wieder schön werden, versprochen.

/\

Weltenretter aus Sambia

written by Chilufya Lungu

WHAT I CAN DO TO MAKE THE WORLD TO BE A BETTER PLACE FOR LIVE.

There are many factors that can make the world to be a better place for living. below are some of the factors.

I can make the world to be a better place by constructing more schools all over the world. so that many people and large number of orphans get educated, because education have wider knowledge, the knowledge to simplify everything. education also avoids early marriage, more especially girls.

Perhaps world can be a better place for living, if there is love and co-operation among countries as well as people in the society, mean to say, there will be no war among countries and by introducing rural electrification all over the world. so that people are able to buy fridges which preserve food and enjoy the use of electricity, instead of operating machines and any more things.

Therefore world can be a better place for living, by creating more job opportunities to large number of people, there by having more industries as well as market place, so that different varieties of goods and services are produced, which enable people to use their satisfaction of needs and wants.

All in all by constructing more hospitals all over the world and produce more medicines, so that sick people are been helped and encourage the council to collect garbage, to reduce diseases such as cholera etc. and to preach the word of God to every creature, because in God everything is possible. and without him we can do nothing but only with him.

written by Chibufya Lungu



Noch Mädchen, schon Ehefrau

Ein 15-jähriges Mädchen muss einen Mann heiraten, der doppelt so alt ist wie sie. Alltag in Nepal, wo die Hälfte aller Mädchen Kinderbräute werden. CARE kämpft gemeinsam mit mutigen Frauen – und Männern! – gegen diesen Brauch.

von Nicolas Böyer

Zehn Millionen. Das ist die Zahl der Mädchen, die jedes Jahr vor ihrem 18. Geburtstag verheiratet werden. Oft gegen ihren Willen, gegen die Zeichen ihres noch kindlichen Körpers, gegen ihre Zukunftsträume werden sie zu Kinderbräuten und damit zum Besitz ihres Ehemannes und seiner Familie. Dabei können sie sich selbst nicht dagegen wehren, ob der Ehemann doppelt so alt ist wie sie selbst, ob er zur Gewalt neigt oder in seiner Frau einfach eine billige Arbeitskraft für den Haushalt sieht. Jede siebte dieser Kinderbräute wird sogar im Alter zwischen elf und 14 Jahren verheiratet. Sie sind selbst noch Kinder, aber dem Willen ihres Mannes haben sie nichts entgegenzusetzen. Und dann, viel zu häufig, passiert es: Eine verfrühte Schwangerschaft, die das Leben des Mädchens und des ungeborenen Kindes gefährdet. Denn Mädchen unter 15 Jahren haben ein fünfmal so hohes Risiko, bei der Geburt zu sterben, wie Frauen, die älter sind als 20. Ihr Körper ist noch nicht bereit für eine Schwangerschaft und eine Geburt, von den psychischen Folgen ganz abgesehen. Eine solch frühe Heirat und der meist damit verbundene körperliche Missbrauch ruft oft ein Trauma hervor, das die Mädchen ihr ganzes Leben lang begleitet.

MÄDCHEN WERDEN ALS FINANZIELLE LAST EMPFUNDEN

Doch warum wird Kinderheirat weiter praktiziert, warum steht sie in einigen Teilen der Welt immer noch auf der Tagesordnung? Sicherlich sind die Ursachen vielfältig, von Land zu Land verschieden und liegen teilweise in jahrhundertealten Traditionen begründet. Aber es geht auch – wie so oft – ums Geld. Mädchen werden bis zu ihrer Heirat als finanzielle Last empfunden, die von den Eltern und Verwandten getragen werden muss. Sie wer-

den – anders als Jungen – nicht als Versorger und zukünftiges Familienoberhaupt geliebt und gefördert, sondern müssen häufig schwer im Haushalt arbeiten, dürfen nicht zur Schule gehen und werden dann so früh wie möglich verheiratet, um nicht weiter zur Last zu fallen.

So auch in Nepal. Wir werfen einen Blick in ein Dorf, in dem viele Wanderarbeiter und Mitglieder niedriger Kasten leben. Kasten sind in Nepal weitverbreitete Einteilungen von Menschen in eine soziale Schicht, abhängig von der Familie wird man in eine hohe oder niedrige Kaste geboren. Für Angehörige niedriger Kasten ist es fast unmöglich, eine Arbeit zu finden, mit der sie sich und ihre Familien ernähren und an der Gesellschaft teilhaben können. Es gibt kein Entrinnen und keinen sozialen Aufstieg, denn die Einteilung in eine Kaste und damit der soziale Rang bestehen ein Leben lang. Auch Nitu Kumari Paswan lebt in einer Familie, die Tag für Tag um ihre Existenz fürchten muss: „Die Menschen hier sind arm und von der Gesellschaft ausgeschlossen. Armut ist auch der Grund dafür, dass viele Eltern ihre Töchter früh verheiraten.“ Nitu ist jetzt 15 Jahre alt, sollte aber schon vor drei Jahren verheiratet werden. „Für junge Mädchen muss eine viel kleinere Mitgift gezahlt werden, zudem sind Unterhalt und Schulbildung teuer. Uns Kinder zur Schule gehen zu lassen, bedeutet für unsere Eltern hohe Ausgaben. Mein Vater wollte mich früh verheiraten, weil er sich das nicht leisten konnte“, erklärte Nitu die Entscheidung ihres Vaters. Ihre Eltern hofften, dadurch einen Teil der finanziellen Belastung abgeben zu können. Denn obwohl beide hart arbeiten, reicht das Geld kaum zum Leben: „Da wir kein eigenes Land besitzen, arbeitet meine Mutter auf den Feldern unserer Nachbarn. Jeden Tag bringt sie ein paar Getreidekörner Lohn mit nach Hause. Nach der Schule helfe ich ihr oft auf dem Feld, damit wir besser über



In Nepal werden über 50 Prozent der Mädchen vor dem 18. Lebensjahr verheiratet. Weltweit gibt es jeden Tag 39.000 neue Kinderbräute.

die Runden kommen. Mein Vater fährt eine Rikscha. Es ist ein gefährlicher Beruf und obwohl er sehr hart arbeitet, verdient er im Durchschnitt umgerechnet nur 1,50 Euro pro Tag.“

EIN TAG, DER ALLES VERÄNDERTE

Wenn Hunger und Armut tägliche Begleiter sind, wird klar, warum sich Eltern dazu entscheiden, ihre jungen Töchter früh zu verheiraten. Eines Tages, Nitu selbst saß gerade an ihren Hausaufgaben, kam auch ihr Vater merklich erleichtert heim. Sie erinnert sich, dass er ungewöhnlich glücklich aussah und der Dorfälteste ihn begleitete. Er erzählte ihrer Mutter, dass er etwas Wundervolles getan hätte: „Nitu wird noch diesen Monat heiraten. Die Familie des Bräutigams ist sehr großzügig und verlangt nur eine sehr kleine Mitgift.“ Nitus Vater strahlte vor Freude, sie selbst aber fühlte sich, als hätte ihr jemand in den Magen geboxt. Noch vor wenigen Tagen hatte sie ihrer Mutter erzählt, wie glücklich sie war, bald mit ihren Freunden auf die weiterführende Schule zu gehen. In Nepal werden mehr als die Hälfte der Mädchen vor dem 18. Lebensjahr verheiratet – nun würde sie zu dieser stillen Mehrheit gehören. Schule, Lernen, ein eigenständiges Leben – all diese Träume zerbrachen mit der Entscheidung ihres Vaters. Nitus Platz wäre dann im Haushalt und sie selbst dem Willen ihres Mannes schutzlos ausgeliefert. Frühe Schwangerschaft, körperliche Leiden, Gewalt und Abhängigkeit – Nitus Lebens- und Leidensweg war beschlossen.

„WIR BEGANNEN, UNS STARK UND WERTVOLL ZU FÜHLEN.“

Doch dann hörte Nitu von „Chunauti“. Das ist nepalesisch und bedeutet Herausforderung. Das CARE-Projekt wurde in ihrer Heimatregion durchgeführt, gerade als Nitus Hochzeit bevorstand. „Herausforderung“, denn CARE will die breite gesellschaftliche Akzeptanz von Kinderehen herausfordern und die Gemeinden ermutigen, mit dieser Tradition zu brechen. „Chunauti“ will zeigen, dass es der ganzen Familie nützt, wenn die Mädchen nicht zu früh verheiratet werden. Und dass es letztendlich eine Frage von Würde ist, wenn Mädchen selbst bestimmen können, wann und wen sie heiraten. Und wie funktioniert das konkret? „In meinem Dorf bildeten sich Komitees und Beratungsgruppen, die sich gegen Kinderheirat und für die Stärkung von Frauen einsetzen. Bei vielen selbstorganisierten Aktivitäten und Gesprächen lernten wir, dass Kinderheirat für junge Frauen und die gesamte Gesellschaft schädlich ist“, erzählt Nitu. Alle verantwortungsvollen Posten in den Komitees wurden außerdem

mit Menschen aus niedrigen Kasten besetzt. „Wir begannen, uns stark und wertvoll zu fühlen“, fasst Nitu eindrucksvoll zusammen.

DIE MENSCHEN SOLLEN NICHT BLOSS ZUSCHAUER SEIN

Im Zentrum des Chunauti-Projektes stehen Gespräche und Diskussionen, bei denen alle Dorfbewohner, Männer und Frauen, Mädchen und Jungen, alte und junge Menschen mitmachen. Jeder soll Teil der gesellschaftlichen Veränderung sein, nicht bloß Zuschauer oder gar Kritiker. In Nitus Dorf sprach das Komitee, das sich dem Thema Kinderehe annahm, dann mit allen Familien der Gemeinde. Auch ihr eigener Vater wurde angesprochen und stellte kritische Fragen: „Wie soll ich die Schulbildung meiner Tochter bezahlen? Und wie gleichzeitig meine Familie ernähren?“ Das Komitee konnte ihm darauf antworten und überzeugte ihn, an verschiedenen Aktivitäten zu dem Thema teilzunehmen, darunter etwa Workshops und Bildungsangebote, die über die Folgen von Kinderehen informieren. Alle Beteiligten wurden bei den Workshops miteinbezogen, also auch Nitus Vater. Und das zeigte Wirkung. Nach einer Weile wandelte sich seine Einstellung und er drängte seine Tochter nicht mehr zu einer frühen Heirat, sondern wollte sie weiter zur Schule gehen lassen. Denn mit dem erlernten Wissen würde sie ihre Familie in Zukunft viel besser unterstützen können. Dann passierte etwas Unglaubliches: Nitu nahm in ihrem Dorf gerade an einer Rallye gegen Kinderehen teil, da hörte sie eine laute Stimme aus einem Megafon. Doch es war nicht irgendeine Stimme – sondern die ihres Vaters. Er rief durch das Megafon laut in die Menge: „Kinderehe ist ein Verbrechen!“ und „Gebt den Mädchen keine Mitgift, gebt ihnen Bildung!“

Nitu war begeistert, dass ihr Vater sich nun gegen Kinderehen einsetzt und sie die weiterführende Schule besuchen kann: „Meine Augen füllten sich mit Freudentränen. Ich hatte es endlich geschafft! Dank eines Stipendiums von CARE bin ich nun eines der wenigen Mädchen, die die weiterführende Schule besuchen können.“

Solche Erfolge zeigen, dass es nicht umsonst ist, sich gegen Kinderehen und für eine selbstbestimmte Jugend, gerade für Mädchen einzusetzen. Würde sich der Trend der Vergangenheit fortsetzen, gäbe es in den nächsten zehn Jahren weitere 100 Millionen Kinderbräute weltweit. Um das zu verhindern, arbeitet CARE daran, den Wandel in den Köpfen voranzubringen. Damit es bald noch viele weitere junge Frauen wie Nitu gibt, die sagen können: „Das Chunauti-Projekt hat mir eine Zukunft gegeben.“



Für ihre Bilderserie „Kinderbräute: Zu jung um zu heiraten“ reiste die Fotografin Stephanie Sinclair in den Jemen und nach Afghanistan. Fast die Hälfte aller jemenitischen Frauen heiraten im Kindesalter. Auf den Fotos sind Tahani (im pinken Kleid) und ihre Klassenkameradin Ghada aus Hajjah Hajjah im Jemen zu sehen. Tahani war sechs Jahre alt, als sie den 19 Jahre älteren Majed heiraten musste. Kinderheirat ist eine Verletzung der Menschenrechte. Doch obwohl es internationale Vereinbarungen gegen diese Praxis gibt, lebt die Tradition weltweit weiter.





Links: Der 40-jährige Faiz Mohammed und die 11-jährige Ghulam, abgelichtet kurz vor ihrer Hochzeit. Sie leben in einem Dorf in der Provinz Ghor in Afghanistan. Auf die Frage, wie sie sich an dem Tag gefühlt hat, reagiert die kleine Ghulam verwirrt: „Wie soll ich mich schon gefühlt haben? Ich kenne diesen Mann nicht.“

Rechts: Der 45-jährige Mohammed Fazal und seine zwei Ehefrauen Majabin (13) und Zelayha (29) in einem Dorf nahe der Stadt Mazar-i-Scharif in Afghanistan.

Mit Majabin hat ein Bauer seine Spielschulden bei Fazal eingelöst. Fazal und Majabin sind nun seit sechs Monaten verheiratet.



Rheinland statt Neuseeland

Abitur, und dann? Wer noch nicht direkt an die Uni will oder vom Fernweh um den Globus gewebt wird, der kann als Freiwilliger ein Jahr Berufserfahrung in Deutschland sammeln. „Freiwilliges soziales Jahr im politischen Leben“ hieß das zunächst bei CARE, seit 2012 nun Bundesfreiwilligendienst.

von Nicolas Böyer und Nikolas Klauser

Nikolas Klauser tauschte die Freiburger Bächle gegen Vater Rhein und zog 2011 nach Bonn, um bei CARE mitzuarbeiten. Inzwischen studiert er Politikwissenschaft in Mainz. Gleicher Name, andere Schreibweise, ein Jahr später: 2012 hat sich Nicolas Böyer vom Münsterland nach Bonn aufgemacht und leistet jetzt als Nachfolger von Nikolas Klauser Freiwilligendienst in der Pressestelle von CARE. Die nicht-ganz-Namensvetter unterhalten sich über ihre Zeit und die Highlights bei CARE. Und darüber, warum Kommasetzung auch nach der Deutsch-Abiturprüfung noch wichtig ist.

Nicolas: Wieso hast du dich damals für ein freiwilliges Jahr entschieden?

Nikolas: Als ich mich nach einer Alternative für den Wehrdienst oder den Zivildienst umgesehen habe, bin ich auf das freiwillige Jahr im politischen Leben gestoßen. Damals habe ich es als Lesezeichen in meinem Browser gespeichert. Als es dann ernst wurde und ich mich um eine Stelle als Alternative zum Wehrdienst bemühen musste, bin ich wieder auf mein Lesezeichen gestoßen. Ich fand es interessant, in einer politischen Organisation zu arbeiten, besonders weil ich mich in Freiburg viel im politischen Bereich engagiert habe. Zum einen war ich lange Mitglied und im Vorstand der regionalen Schülervertretung, zum anderen habe ich viele Beteiligungsprojekte für Jugendliche mitgestaltet, wie zum Beispiel die Wahl zum Oberbürgermeister der Stadt Freiburg für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. Bevor ich mich jedoch beworben habe, wurde der Wehrdienst abgeschafft. Dennoch wollte ich trotzdem die Erfahrung sammeln, ein Jahr bei einer Hilfsorganisation zu arbeiten und so zog ich nach Bonn. Wie bist du denn auf das freiwillige Jahr gekommen?

Nicolas: Bei mir war das ähnlich. Es hat auch mit Lesezeichen angefangen und sich dann mit einer Bewerbung für ein freiwilliges Jahr fortgesetzt. Ich habe mich sehr auf die spannende Zeit gefreut, als dann feststand, dass ich bei CARE arbeiten würde.

Viele Freunde und Bekannte waren interessiert und hielten das auch für eine gute Erfahrung. Es gab aber auch andere Stimmen. Einige fanden, so ein Jahr sei Verschwendung – ich könnte in der Zeit ja schon studieren oder um die Welt reisen. Was haben denn deine Freunde und Bekannte dazu gesagt?

Nikolas: Wenn ich davon erzählte, dass ich bei CARE arbeite, hieß es immer gleich: „Was... IKEA hat eine Hilfsorganisation?“ Dann musste ich nochmal wiederholen: CARE – die mit der Luftbrücke nach dem Zweiten Weltkrieg, die mit den Rosinenbomben oder die mit dem CARE-Paket! Viele junge Menschen kennen die Organisation gar nicht. Ältere Menschen lässt der Name CARE aber in der Vergangenheit schwelgen – die Erinnerung an das erste Kaugummi, die erste Schokolade oder überlebenswichtige Nahrungsmittel aus dem CARE-Paket nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese Erinnerungen haben junge Menschen nicht. Sie finden es seltsam, dass ich bei CARE gearbeitet habe. Und das auch noch für ein ganzes Jahr, für viele wohl ein verplempertes Jahr.

Nicolas: Also gab es auch bei dir unterschiedliche Resonanz. Ich bin allerdings froh, bei CARE zu arbeiten und die Organisation kennenzulernen. Denn ich muss zugeben: CARE kannte ich nur aus dem Geschichtsunterricht. Ich wusste nicht, dass die Organisation heute noch so aktiv ist. Kanntest du CARE vorher?



Nikolas: Ja, ich kannte CARE vorher auch aus dem Geschichtsunterricht. An und für sich denke ich, dass jeder in der Schule die Berliner Luftbrücke behandelt, also auch CARE. Dass das allerdings eine so große Hilfsorganisation mit über 10.000 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ist, die weltweit arbeitet, das wusste ich selber erst nicht.

Vieles habe ich in den ersten paar Monaten während der alltäglichen Arbeit, zum Beispiel durch die CARE-Homepage, erfahren. Ich hatte keine lange Liste an Erwartungen, als ich mein Jahr begonnen habe. Ich wusste nicht, was auf mich zukommen würde. Ich wollte einfach diese Erfahrung machen, ein Jahr bei einer Nichtregierungsorganisation (NGO) zu arbeiten. Auch hatte ich mich vorher nicht mit Entwicklungszusammenarbeit auseinandergesetzt. Also konnte ich viel bei CARE lernen. Heute in der Universität unterhält man sich wie selbstverständlich darüber, zum Beispiel wenn es um die Rational-Choice-Theorie geht. Wie lässt sich Entwicklungszusammenarbeit durch die Rational-Choice-Theorie erklären? Ist Entwicklungszusammenarbeit etwas Moralisches oder geht es dabei um Nutzenoptimierung? Wie lässt sich Moral mit Nutzenoptimierung vereinbaren oder geht aus der Moral eine immaterielle Nutzenoptimierung hervor? So hat es CARE sogar in mein Studium geschafft.

Nicolas: Unser Arbeitsalltag in Bonn ähnelt sich ja sehr ...

Nikolas: Genau! Mein Einstieg in die Arbeit ging schnell: Recherche zu Wirtschaftsredaktionen, um eine CARE-Veranstaltung zu bewerben, Bilder herunterladen, sortieren und auswählen ...

Nicolas: ... stimmt, das kommt eigentlich jede Woche vor. Letzte Woche gab es neue Fotos aus dem Kongo, davor suchte ich einige aus Jordanien aus. Professionelle Bilder sagen viel über die Lage vor Ort aus. Da sieht man schon eine Menge von der Arbeit von CARE ...

Nikolas: Texte schreiben über Schulbesuche oder Web-Updates zu Notsituationen, Medienresonanzen zum Beispiel für den Geschäftsbericht erstellen ...

Nicolas: ... wo dann alle Beiträge erscheinen, in denen CARE erwähnt wurde. Da kann man sich dann auch noch mal Interviews mit CARE-Mitarbeitern durchlesen, anhören und auch anschauen. Neulich war etwa das ZDF für ein Interview da, das in einer Sendung gezeigt wurde.

Natürlich mache ich hier noch mehr, zum Beispiel Recherchieren, Übersetzen, Filmen ...

Nikolas: ... Fotografieren, aktuelle Nachrichten online stellen – typische Arbeit einer Presseabteilung. Typische Arbeit, die jeder andere des kleinen Teams auch tätigt. Man war ein gleichwertiges Teil des Teams, und nicht da zum Kaffeekochen.

Nicolas: Was war der Höhepunkt deines freiwilligen Jahres?

Nikolas: Ganz klar: Als ich die Arbeit von CARE vor Ort in Serbien besuchen durfte, die ich bis dahin nur aus Übersetzungen, Spenden-Mailings oder Pressemitteilungen kannte. Wir besichtigten Projekte mit Roma-Jugendlichen im Norden Serbiens, und Projekte, bei denen Roma-Angehörige mit Darlehen gefördert wurden, um kleine Geschäfte und Unternehmen zu gründen. Es war schön zu sehen, wie die Hilfe vor Ort Leben verändern und neue Perspektiven schaffen kann.

Ein Darlehensnehmer, Tomislav, hat zum Beispiel in ein Gewächshaus investiert. Als wir ihn besuchten, waren seine Blumen restlos ausverkauft. Zum ersten Mal züchtet er nun Blumen für den Herbst. Seine größte Herausforderung ist es, die Zeit bis zum Frühling finanziell zu überbrücken. Für ihn hat sich eine ganz neue Perspektive eröffnet. Dank des Darlehens können nun alle seine Söhne zur Universität gehen, und darauf ist er mächtig stolz. Mit wenig Geld konnte seinen Söhnen eine Zukunft gegeben werden – eine Zukunft, die für viele in Deutschland normal ist.

Nicolas: Das war sicher eine spannende Erfahrung! Für mich war es bis jetzt besonders interessant, eine Weihnachtsaktion für CARE in München zu besuchen. Außerdem helfe ich gerade beim CARE-Schreibwettbewerb mit, dessen beste Beiträge hier in CARE affair abgedruckt werden. Es ist interessant, die Entstehung eines großen Projekts mitzuerleben. Ich bin jetzt noch einige Monate hier, deshalb wird sicher noch viel passieren. Gibt es etwas, was du in deinem Jahr noch gerne erlebt hättest?

Nikolas: Ich habe eigentlich alles erlebt, von der täglichen Arbeit, über Spendenaktionen oder Events bis hin zur Arbeit von CARE in Luxemburg und der Projektarbeit vor Ort. Ich war und bin eigentlich wunschlos glücklich gewesen. Ein bisschen ist mir schwergefallen, das ganze Jahr in Deutschland gewesen zu sein, und Freunde überall auf der Welt verstreut zu wissen.

Nicolas: „Wunschlos glücklich“ klingt doch gut! In meiner bisherigen Zeit hier habe ich auch bis jetzt schon viel erlebt. Natürlich gibt es Freunde, die von ihren Aufenthalten im Ausland berichten. Dann wünscht man sich ab und zu auch mal unter die



Sonne Südamerikas. Doch dafür bleibt mir auch nach meinem Jahr noch Zeit. Was mir manchmal schwerfällt, ist das frühe Aufstehen, das mich sehr an meine Schulzeit erinnert. Gab es für dich auch Situationen, die schwierig waren?

Nikolas: Ja, nach knapp sechs Monaten bei CARE hatte ich einen leichten „Durchhänger“, wo es mir auch schwerer fiel, morgens aufzustehen und zur Arbeit zu gehen. Aber ich denke, dass geht jedem Menschen im Berufsleben ab und zu mal so. Manche Arbeit macht schließlich mehr und andere weniger Spaß. Aber beide Arbeit muss getan werden. Ich glaube, ich habe den „Durchhänger“ gut gemeistert. Vielleicht hat man ihn an meiner manchmal nicht so optimalen Pünktlichkeit morgens bemerkt. Und um wie viel Uhr klingelt dein Wecker?

Nicolas: Ich stehe um 06:30 Uhr auf. Dass es schwerfallen kann, morgens früh aufzustehen, höre ich von vielen Berufstätigen. Natürlich freut man sich auch auf das Wochenende, wenn man 40 Stunden in der Woche arbeitet. Wenn man aber zu tun hat, geht die Zeit doch schnell rum ... war das bei dir auch so?

Nikolas: Ja, die Arbeit hat mir Spaß gemacht, also ist man auch ab und zu länger geblieben. 40 Stunden in der Woche zu arbeiten ist eine Sache, bei der ich denke, da habe ich am meisten gelernt. Wenn man abends nach Hause kam, wollte man sich nicht mehr aufraffen. Ich glaube, das war das Anstrengendste in dem Jahr. Jetzt im Studium ist es eine Herausforderung, einen Rhythmus zu finden. Man genießt es, ausschlafen zu können, aber ab und an muss man allerdings früh raus. Jeden Tag zu unterschiedlichen Uhrzeiten in die Universität gehen zu müssen, hat sich als schwieriger herausgestellt als jeden Tag um dieselbe Uhrzeit aufstehen zu müssen.

Nicolas: Hast du mal darüber nachgedacht, dein Jahr abzubrechen, was hat dir geholfen, darüber hinwegzusehen?

Nikolas: Nein, das habe ich in meiner ganzen Zeit bei CARE nicht gedacht. Ab und an wollte man nicht im Büro sitzen, zum Beispiel mittags um 14 Uhr, wenn es draußen 30 Grad waren. Aber man hat gekämpft, und sich wacker durchgeschlagen. Man musste ja schließlich seine Arbeit erledigen, und oft kann eine Arbeit nicht lange herausgeschoben werden. Eine Pressemitteilung muss schließlich auch gleichzeitig auf der Homepage online gestellt werden, wenn sie an die Medien versendet wird. Oder eine Medienresonanz muss auch pünktlich zum Monatsende fertiggestellt werden.

Nicolas: Einen Sommer habe ich noch nicht erlebt, während ich bei CARE arbeite. Zum Glück ist die Pressestelle nicht im zweiten Stock, dann wird es nicht ganz so warm ... aber wo wir gerade bei der Pressestelle sind: Was ist sinnbildlich für diese Abteilung, in der du dein Jahr verbracht hast?

Nikolas: Es gibt viele Hüte! Jeder in der Abteilung hat laut Pressesprecherin Sabine Wilke verschiedene „Hüte auf“, ab und an bekommt man auch einfach einen aufgesetzt. Einmal hat man den Hut für das Schneiden eines Films auf, ein anderes Mal hat man Verantwortung für einen Text oder das Fotografieren bei einer Veranstaltung. Allerdings liegen auch viele echte Hüte in der Pressestelle herum, Souvenirs aus den verschiedenen CARE-Ländern. Und die Achtsamkeit bei Rechtschreib- und Kommafehlern ist enorm, aber auch verständlich bei einer Abteilung, die für die Öffentlichkeit arbeitet. Hast du mit den Hüten auch schon Bekanntschaft gemacht?

Nicolas: Das allerdings, die haben wir hier einmal für ein Foto als Geburtstagsgruß angezogen! Ich finde außerdem, die Pressestelle ist sinnbildlich gesprochen ein „Knotenpunkt“. Fast alles, was bei CARE passiert, läuft einmal hier durch. Man bekommt viel mit. Ist es dir leichtgefallen, nach einem ganzen Jahr CARE zu verlassen?

Nikolas: Nein, das war doch sehr schnell und abrupt. Am Tag vor meinem Ende habe ich noch richtig an der Materie gearbeitet und am nächsten Tag war es dann vorbei, nach einem ganzen Jahr. Einen Tag später bin ich dann aus Bonn weggezogen, denn zwei Wochen danach fing mein Studium an. Eine Woche verbrachte ich in meiner Heimatstadt Freiburg. Ich habe es genossen auszuschlafen und habe hauptsächlich noch mal meine Freunde der Reihe nach „abgeklappert“. Dann bin ich auch direkt nach Mainz gezogen, und das Studium fing an.

Nicolas: Welche Erfahrungen nimmst du von CARE und deinem freiwilligen Jahr dort mit?

Nikolas: Ich habe gelernt, was es heißt, sich acht Stunden pro Tag zu konzentrieren, Texte zu übersetzen oder zu schreiben. Und das ist wirklich anstrengend! Da hat man abends keine Lust mehr wegzugehen oder noch lange irgendwelche Sportarten zu trainieren. Auch habe ich gelernt, schnell und präzise zu recherchieren und die nötigen Quellen für die Arbeit einer Hilfsorganisation kennengelernt. Außerdem habe ich einen Einblick in die Arbeitsabläufe vom Marketing bis zur Projektarbeit einer NGO

bekommen. Allerdings arbeiten diese bestimmt nicht alle gleich. Und ich habe viele feststehende englische Begrifflichkeiten mitgenommen, denn wer weiß schon, was SGBV bedeutet? Es ist die Abkürzung für „sexual and gender-based violence“ und wird bei CARE immer mit „sexualisierter Gewalt“ übersetzt.

Nicolas: Mittlerweile weiß ich das auch. Vorher hätte ich aber im Internet nachschauen müssen. Hier lerne ich viel über Themen, mit denen ich bisher wenig zu tun hatte. Ich bin gespannt, was ich nach meinem Jahr hier alles mitnehme. Deines ist jetzt vorbei – würdest du es noch einmal bei CARE machen?

Nikolas: Ja, ich durfte in meiner Zeit bei CARE viel erleben, auch wenn ich nicht in Australien oder Neuseeland war, war ich doch in Serbien. Und ich durfte zu CARE nach Luxemburg, unser kleines Büro und die Arbeit dort kennenlernen. Ich reiste zweimal nach München, zum München-Marathon und zum Tollwood-Festival. Aber es war nicht nur schön die CARE-Welt außerhalb von Bonn zu sehen, sondern auch die tägliche Arbeit bei CARE im Büro wurde nie langweilig. Auch gab es oft Besuche von ausländischen Gästen, die viel zu erzählen hatten. Am Anfang meines Jahres bei CARE waren zum Beispiel zehn Frauen des Afghan Women’s Network in Bonn, dem größten und bekanntesten Zusammenschluss von Frauenrechtsorganisationen in Afghanistan. Sie waren anlässlich der Internationalen Konferenz zu Afghanistan in Bonn, um ihre Positionen zum Fortgang des Friedensprozesses im Land und ihre Forderungen für die Wahrung von Frauenrechten darzustellen. Starke Frauen mit teils schrecklichen Erlebnissen und großem Willen für das, was sie tun. Und nicht zu vergessen, all die freundlichen Kollegen und Kolleginnen, die einem jeden Tag auf den Fluren begegneten. Ich wurde als gleichwertiger Mitarbeiter geschätzt.

Nicolas: Ich finde es wichtig, gleichwertig behandelt zu werden. Das ist auch eine große Motivation, die in die Arbeit einfließt, die man hier macht. Wenn du dich nochmal für ein Jahr bei CARE entscheiden könntest: Was würdest du besser machen?

Nikolas: Im Nachhinein denke ich, dass ich mehr hätte mitnehmen können. Ich hätte mich mehr auf die Inhalte meiner Arbeit einlassen können, und noch mehr Hintergrundwissen dazulernen können. Allerdings kann man im Nachhinein viel sagen. Aber ob man es wirklich so gemacht hätte, wird man nie herausbekommen. Vielleicht habe ich alles mitgenommen, was ich konnte. Ich habe auf jeden Fall mein Bestes in der Zeit bei CARE gegeben.

EIN TYPISCHER TAG BEI CARE	
/	
von Nicolas	
.....	
8:58	Komme überpünktlich ins Büro.
/	
9:00	Erster Kaffee.
/	
9:05	Lese die Tageszeitungen. Suche nach Artikeln, die mit CAREs Arbeit zu tun haben.
/	
9:40	Mails checken: Neue Bilder aus Jordanien und Texte von malischen Flüchtlingen. Bilder auf den Server. Englische Texte übersetzen.
/	
11:00	„Medienresonanz“ aus Zeitungs- und Onlineartikeln über CARE zusammenstellen für Bonn.
/	
11:59	Zweiter Kaffee.
/	
12:30	Pause! Mit den Kollegen in die Kantine um die Ecke. Danach Kaffee an der Tanke.
/	
13:00	Faktenrecherche fürs Dossier [nein, nicht nur bei Wikipedia].Neues Thema für den CARE-Blog finden.
/	
14:50	Vierter Kaffee. Der letzte heute...
/	
15:00	Telefonzentrale. Verbinde Anrufer mit der Spendenbuchhaltung. Beruhige einen aufgebrachten Mann, der keine Post von CARE mehr haben möchte. Artikel schreiben über die Veranstaltung gestern – CARE war auch mit einem Stand dabei.
/	
17:00	Korrigierte Texte aus Mali online stellen. To-Do-Liste für morgen schreiben.
/	
17:32	Wieder ein spannender Tag vorbei. Sprint zur Bahn – anders als mein Abendessen zuhause wartet die nicht auf mich.
.....	

* +

LEBENSERWARTUNG
BEI GEBURT 2013

MONACO: 89,63

DEUTSCHLAND: 80,32

USBKISTAN: 73,03

TSCHAD: 49,07

300.000

WELTWEIT GIBT ES
ZWISCHEN 250.000 UND
300.000 KINDERSOLDATEN

90%

ALLER KINDER

UND JUGENDLICHEN
WELTWEIT LEBEN IN
ENTWICKLUNGSLÄNDERN,

HTTP://

DIE INTERNETNUT-
ZUNG IST SEIT 2000
RASANT GESTIEGEN,

AFRIKA: +3600

NAHOST: +2600

EUROPA: +393

(ANGABEN IN PROZENT)

12,6%

AUF 12,6% WIRD

DIE WELTWEITE

JUGENDARBEITS-

LÖSIGKEIT 2013

GESCHÄTZT,

+118
-001

LAUT PROGNOSE
FÜR 2050 WACHST
DIE BEVÖLKERUNG
IN AFRIKA UM 118%
UND VERRINGERT
SICH IN EUROPA UM 1%.

20/40

KNAPP (20) JAHRE ALT SIND
DURCHSCHNITTlich MEN-
SCHEN IN AFRIKA. IN
EUROPA (40) JAHRE.

58%

DER JUGENDLICHEN IN
ENTWICKLUNGSLÄNDERN
SEHEN 1X PRO WOCHE
FERN SEHEN,

84%

DER JUGENDLICHEN
UND SENIOREN
IN DEUTSCHLAND
SIND GLÜCKLICH
MIT IHREM LEBEN.

134 MIO

JUGENDLICHE ZWISCHEN 15
UND 18 JAHREN SIND NIE ZUR
SCHULE GEGANGEN.

Du willst was tun. Und nun?

Engagement konkret: Möglichkeiten und Ansprechpartner für junge Leute, die aktiv werden wollen.

AKTIONSPROGRAMM

Dir fehlt Geld, um einen Flyer über ein entwicklungspolitisches Thema zu produzieren, das Dir am Herzen liegt? Du möchtest auf dem Schulfest einen Stand über fair gehandelte Produkte machen?

Dann haben wir etwas für Dich: das Aktionsgruppenprogramm. Das AGP bietet finanzielle Förderung für Informationsveranstaltungen, Aktionen, Seminare, Workshops, etc., die in einem kleineren Rahmen stattfinden. Du kannst Fördermittel von bis zu 510 Euro pro Projekt/Aktion bis zu viermal im Jahr beantragen, sofern die Projekte voneinander unabhängig sind. Von den Gesamtkosten deiner Aktion müssen 25% (bei Schulen 10%) von Dir selbst oder durch andere Geber eingebracht werden. Die Anträge müssen mindestens acht Wochen vor Beginn Deiner Veranstaltung eingereicht werden. Die Prüfung der Anträge und die Bewilligung erfolgt unkompliziert. Das Geld wird nach Vorlage der vollständigen Abrechnungsunterlagen nachträglich ausgezahlt. www.engagement-global.de/agp-aktionsgruppenprogramm.html

UNTERRICHT

Du suchst nach Unterstützung für Deinen Lehrer/ Deine Lehrerin, um den Unterricht mal anders zu gestalten?

Du kannst jemanden einladen, der mit Deiner Gruppe ein Thema zur globalen Entwicklung erarbeitet und pädagogisch umsetzt. Das Programm „Bildung trifft Entwicklung“ vermittelt kostenlos Referentinnen und Referenten aus Entwicklungsländern sowie Leute, die dort gelebt und gearbeitet haben. Die Erfahrungen, die sie in den Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas gesammelt haben, geben sie gerne weiter. So könnt Ihr Themen besprechen wie den Alltag in anderen Ländern, Menschen- oder Kinderrechte, Tourismus, aber auch Musik, interkulturelles Lernen, Vorurteile und Klischees. www.bildung-trifft-entwicklung.de

Ein Tipp für Deinen Lehrer oder Deine Lehrerin: Unter www.ewik.de gibt es vielfältiges Unterrichtsmaterial zum globalen Lernen.

ENSA

Hat Deine Klasse eine Partnerschaft mit einer Klasse in Afrika, Asien oder Lateinamerika?

Ihr könnt Eure Partnerschule z.B. in Burkina Faso besuchen und gemeinsam ein Thema aus der Entwicklungspolitik bearbeiten. Im nächsten Jahr ladet Ihr dann Eure Freunde aus Afrika ein, um weiter an dem Thema zu arbeiten. Das ENSA-

Programm fördert anteilig die Reise- und Unterbringungskosten für diese Begegnungen zwischen Deutschland und Ländern in Afrika, Asien und Lateinamerika und unterstützt bei der pädagogischen Vor- und Nachbereitung. www.ensa-programm.com

SCHULWETTBEWERB DES BUNDESPRÄSIDENTEN ZUR ENTWICKLUNGSPOLITIK

Schon vom Schulwettbewerb zur Entwicklungspolitik gehört?

Er wird alle zwei Jahre bundesweit für alle Schulen ausgeschrieben. Du kannst mit Deiner Klasse zu einem bestimmten Thema einen Beitrag erarbeiten und einreichen. Filme, Lieder, Bücher, Spiele und vieles andere – Deiner Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Schirmherr ist der Bundespräsident. Mehr als 400 Preise winken den Teilnehmern. Du bist interessiert?

www.eineweltfueralle.de

WELTWÄRTS

Du möchtest mehr? Du möchtest Dich in einem Entwicklungsland einbringen, Land, Leute, andere Kulturen erleben? Mit Menschen vor Ort deren Ideen verstehen und umsetzen?

Dann bist Du bei weltwärts, dem entwicklungspolitischen Freiwilligendienst, genau richtig. Bei der Ausreise musst Du mindestens 18 Jahre alt sein, eine Berufsausbildung oder das Abitur haben und Dich sozial oder politisch engagieren. Mehr als 200 gemeinnützige Organisationen in Deutschland vermitteln Freiwillige weltweit. Je nach Projekt arbeitest Du sechs bis 24 Monate bei einer Organisation mit. Du wirst intensiv auf Deinen Einsatz vorbereitet und während des Einsatzes begleitet. weltwärts wird vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) gefördert. Neugierig? www.weltwaerts.de

AUSLAND

Ein großes Angebot von Auslandsaufenthalten wartet auf Dich, aber welches ist das richtige?

IJAB – Die Fachstelle für Internationale Jugendarbeit der Bundesrepublik Deutschland e.V. bietet eine übersichtliche Broschüre über Au-pair-Aufenthalte, Praktika oder Freiwilligendienste an: „Wege ins Ausland – Raus von zu Haus“ gibt es unter www.rausvonzuhause.de. Hier findest Du auch eine Programmdatenbank und einen hilfreichen Online-Auslandsberater.

ASA/ASAPRENEURS

Während des Studiums oder nach einer abgeschlossenen Berufsausbildung kannst Du Dich für ein Stipendium bewerben. Du interessierst Dich für globale Zusammenhänge, möchtest Dich engagieren und etwas verändern?

Dann hast Du über ASA die Möglichkeit, an einem Arbeits- und Studienaufenthalt in Afrika, Asien oder Lateinamerika teilzunehmen. Das ASA-Programm umfasst

vier Teilprogramme mit einem jeweils eigenen Fokus. Mehrere Seminare, ein dreimonatiger Praxisaufenthalt in einem Land Afrikas, Asiens, Lateinamerika oder Südeuropa und die Vorbereitung und Durchführung einer Aktion oder Kampagne in Europa warten auf Dich. Nach Deinem Aufenthalt kannst Du im ASA-Netzwerk weiter aktiv bleiben und Dich für eine nachhaltige Entwicklung einsetzen. www.asa-programm.de

FAIRER HANDEL

Du findest, auch wir in Deutschland müssen uns verändern?

Ein Schritt auf dem Weg zu einem gerechten und fairen weltweiten Miteinander ist der bewusste Einkauf, z.B. von Waren aus fairem Handel. Mit gesiegelten Produkten hast Du die Gewissheit, dass gewisse Standards bei den Lebens- und Arbeitsbedingungen von Bauern und Beschäftigten eingehalten werden, faire Preise garantiert und illegale Kinderarbeit und Zwangsarbeit verboten sind. Jedes Siegel hat noch eigene Rahmenbedingungen oder Schwerpunkte, so beinhalten einige Siegel auch eine Biozertifizierung. Faire Produkte findest Du in Bioläden, vielen Supermärkten und natürlich in Weltläden. Auch in Deiner Nähe.

NICHTS FÜR DICH DABEI? DU BRAUCHST NOCH MEHR IDEEN?

Dann ruf mal bei Engagement Global an! Unter der kostenfreien Telefonnummer 0800-188 7 188 bekommst Du fachkundige Beratung von 8:00 bis 20:00 Uhr.

Oder schreib eine E-Mail mit deinen Fragen an info@engagement-global.de

DU MÖCHTEST DICH ENGAGIEREN?

Engagement Global unterstützt Dich dabei. Auf der Internetseite www.engagement-global.de hilft Dir der Engagement-Kompass bei der Orientierung. Beantworte drei Fragen und der Wegweiser führt dich zum passenden Angebot. Du kannst mit weltwärts zum Beispiel ein Jahr nach Afrika gehen und dort bei einem Entwicklungsprojekt mitmachen. Oder Du nimmst mit deiner Klasse beim Entwicklungspolitischen Schulaustauschprogramm, kurz ENSA, teil und Ihr lernt Eure Partnerschülerinnen und Partnerschüler kennen.

Es gibt eine Vielzahl an Möglichkeiten, wie Du Deine Ideen einbringen kannst, um unsere Welt ein wenig gerechter zu machen.

DU WILLST CARE UNTERSTÜTZEN? SCHENK UNS DEINE ZEIT UND DEINE IDEEN!

Auch CARE bietet viele Möglichkeiten zum Engagement. Schulklassen oder ganze Schulen können bei WE CARE for Zambia das Gemeindeschulenprojekt von CARE in Sambia unterstützen und dabei einiges über Land und Leute lernen. Und wer nicht mehr die Schulbank drückt, kann sich auch in einem der ehrenamtlichen Aktionskreise von CARE in mehreren Städten engagieren. Oder man beginnt mit einem Klick: Der e-Newsletter von CARE informiert aktuell, regelmäßig und spannend über die Themen unserer Arbeit.

Reinschauen lohnt sich: www.care.de

Mit 19 hat man noch Träume ...

Teenager, Flüchtling, Mutter. Eine ganz normale Jugend im Kongo.

von Sabine Wilke

Ihr Gesicht fällt zuerst auf, die glänzenden Augen und die glatte, ebenmäßige Haut. Dann das weiße Tuch, das ihre Haare bedeckt. Eine klassische jugendliche Schönheit, im besten Sinne des Wortes. Ein junges Mädchen, wie man es überall treffen könnte: klug, hübsch und bereit, die Welt zu erobern. Doch dann schweift der Blick weiter und bleibt an ihrem Rücken hängen: Dort trägt Aline ihre kleine Tochter, ein Baby eingewickelt in Laken. Die 19-Jährige sitzt in einem Versammlungsraum, das Gebäude ist schnell und provisorisch aus Lehm und Ziegeln errichtet worden. Durch die Fenster fällt die grelle Mittagssonne in den dunklen Raum. Wir sind in Mugunga III, einem Lager rund zwölf Kilometer vor der ostkongolesischen Stadt Goma. Warum die Zahl Drei? Es gibt bereits Mugunga I und II. Eine traurige Aufzählung, sie erzählt die Geschichte dieses gebeutelten Teiles der Welt. Und sie erklärt, warum Alines Leben so völlig anders verlaufen ist als das ihrer Altersgenossinnen, zum Beispiel in Deutschland.

WAS WEISS MAN SCHON ... ÜBER DEN KONGO?

Wenige afrikanische Länder wecken beim Zuhörer solch starke Bilder im Kopf wie dieses riesige Land, das sich im Herzen des Kontinentes über die Fläche von 2,3 Millionen Quadratkilometern erstreckt. Zum Vergleich: Deutschland würde sechsmal Platz finden auf diesem Gebiet. Tropische Wälder, der reißende Kongo-Fluss, überwältigende Naturgewalten. Aber auch: Krieg, Armut und Hoffnungslosigkeit. Seit über 15 Jahren herrscht im Osten der Demokratischen Republik Kongo Gewalt. Ethnische Konflikte, Rivalitäten um Land und Rohstoffe, politische Machtkämpfe und der Einfluss regionaler wie internationaler Kräfte

haben dazu geführt, dass Krieg hier zum Alltag geworden ist. Dazu kommt, dass die Region chronisch arm und unterversorgt ist. Die Hauptstadt Kinshasa liegt Tausende Kilometer weiter im Westen. Straßen, Krankenhäuser, Schulen – all das ist im Osten des Kongo Mangelware.

Über 800.000 Menschen mussten alleine in der Provinz Nord-Kivu, deren Hauptstadt Goma ist, ihre Heimat verlassen. Aline ist eine von ihnen. Vertrieben aus ihren Dörfern, tagelang auf unsicheren Wegen unterwegs, auf der Suche nach Schutz vor Übergriffen, Plünderungen und Vergewaltigungen. Dass ihre Körper missbraucht und benutzt werden, dass Sex gewaltsam erzwungen wird, dass ihnen mit dem Tod gedroht wird: Dieser Horror ist für Tausende Mädchen und Frauen hier trauriger Alltag. Man spricht nicht darüber, die Scham sitzt tief. Auch deshalb gibt es kaum zuverlässige Zahlen über das Ausmaß der sexualisierten Gewalt im Kongo. Eins aber ist klar: Vergewaltigungen werden von den Kriegsparteien benutzt, um ganze Dörfer zu erniedrigen und zu zerstören. Denn auch die Ehemänner und Kinder der Frauen erleben diese Verbrechen mit oder werden selbst vergewaltigt. Doch sexualisierte Gewalt hat viele Facetten. Und in einem Klima des Krieges und der Rechtslosigkeit, wie es seit Jahrzehnten im Ostkongo herrscht, dringt die Gewalt gegen den weiblichen Körper auch tief in die Gesellschaft ein. Eine Frau muss gehorchen, eine Frau muss gebären. Viel mehr darf sie nicht.

ALINE HATTE NIE EINE WAHL

Aline war ein hübsches Mädchen, das in ihrem Dorf Ngungu auffiel. Die Männer begannen, ihr Avancen zu machen und hinter



Aufmerksam hört Aline beim Training gegen sexualisierte Gewalt zu. „Ich will Betroffenen helfen und verhindern, dass so etwas überhaupt passieren kann“, sagt sie.



- 1) Grüne Hügel, fruchtbares Land: Der Osten des Kongo ist reich an natürlichen Ressourcen und landschaftlicher Schönheit. Doch die Idylle trägt: Seit mehr als 15 Jahren herrscht hier Gewalt.
- 2) Rose Vive ist CARE-Mitarbeiterin und spricht in Flüchtlingscamps mit den Bewohnern über die verschiedenen Formen sexualisierter Gewalt. „Der Wandel muss in den Köpfen beginnen“, sagt sie.
- 3) Eine von unzähligen Frauen, die durch die Hölle gegangen sind: Marianna ist 57 Jahre alt und wurde vergewaltigt, als sie Feuerholz suchte. Mit ihren zwei Kindern lebt sie nun in einem Flüchtlingslager, in dem CARE soziale und medizinische Unterstützung anbietet.
- 4) Zelte statt Heimat im Osten des Kongo. Rund 800.000 Menschen sind intern vertrieben, also Flüchtlinge im eigenen Land.



ihr herzurufen. Sie ging damals noch zu Schule, ist erst 14. Dann wurde sie schwanger, mit 15 gebar sie ihren ersten Sohn. War der Sex freiwillig? Wirklich? Wir werden es nicht erfahren, aber eins ist sicher: Hätte Aline die Wahl gehabt, sie wäre lieber weiter zur Schule gegangen. Und der Vater des Kindes? Möchte seine Schulausbildung beenden. „Wenn du bei mir lebst, werde ich nicht mehr zur Schule gehen können, deshalb müssen wir noch warten.“ Das sagt er ihr. Aline selbst kann nach der Geburt nicht mehr zur Schule zurückkehren. Sie muss sich um ihr Kind kümmern, das uneheliche, und lebt bei ihren Eltern. Im Dorf wird getuschelt und die Männer machen ihr weiterhin den Hof. Sie fühlt sich bedrängt, hat Angst. „Deshalb haben wir dann später entschieden, zu heiraten.“ Keine große Romantik, stattdessen ein Gefühl von Sicherheit, das waren die Gründe für Alines Heirat. Der kleine Sohn heißt Espoir, das bedeutet Hoffnung auf Französisch. Im Spätsommer 2012 bekommt Aline dann ihr zweites Kind, die kleine Esther. Und kurze Zeit später wird ihre Heimat zur Hölle. Im Oktober 2012 fällt eine Rebellengruppe ein, raubt, plündert und tötet. Aline rennt mit ihrer Familie um ihr Leben und findet Unterschlupf rund 40 Kilometer östlich ihrer Heimat Ngungu in einem der vielen spontan entstandenen Camps um die Provinzhauptstadt Goma. Das Leben ist hart hier. Die benachbarten Siedlungen und die alteingesessenen Flüchtlinge betrachten die Neuankömmlinge mit Argwohn. Mehr Menschen, das bedeutet auch weniger Feuerholz für alle, dichter gedrängte provisorische Zeltbehausungen und mehr Konflikte. Es ist eng in Mugunga III, schwül und feucht. Der Boden ist schlammig, die Zeltplanen werden nur dürrtig von Stöcken zusammengehalten. Wer Glück hat, dem gibt eine Hilfsorganisation ein wenig Material für die Unterkunft, stärkeres Plastik und Matten für den Boden. Aber auch die halten nicht lange im feuchtwarmen Klima von Goma. Viele Flüchtlinge sind alleine oder nur mit wenigen Familienmitgliedern geflohen. Das soziale Netz ihres Dorfes, der Schutz der Gemeinde, all das ist in einem solchen Lager plötzlich nicht mehr da. Und die Anonymität verleitet auch zu Gewalttaten. Frauen sind nicht sicher, Übergriffe an der Tagesordnung. Gerade beim Feuerholzholen oder auf den Feldern, wenn sie alleine eine kleine Parzelle bearbeiten, sind Frauen besonders von Übergriffen bedroht.

EIN CRASHKURS GEGEN GEWALT

Nun sitzt Aline gemeinsam mit 20 anderen Frauen und Männern in diesem dunklen Raum und lauscht den Worten von Rose Vive. Rose ist CARE-Mitarbeiterin, klärt über sexualisierte Gewalt auf und betreut Betroffene dabei, wieder ihren Platz im Leben zu

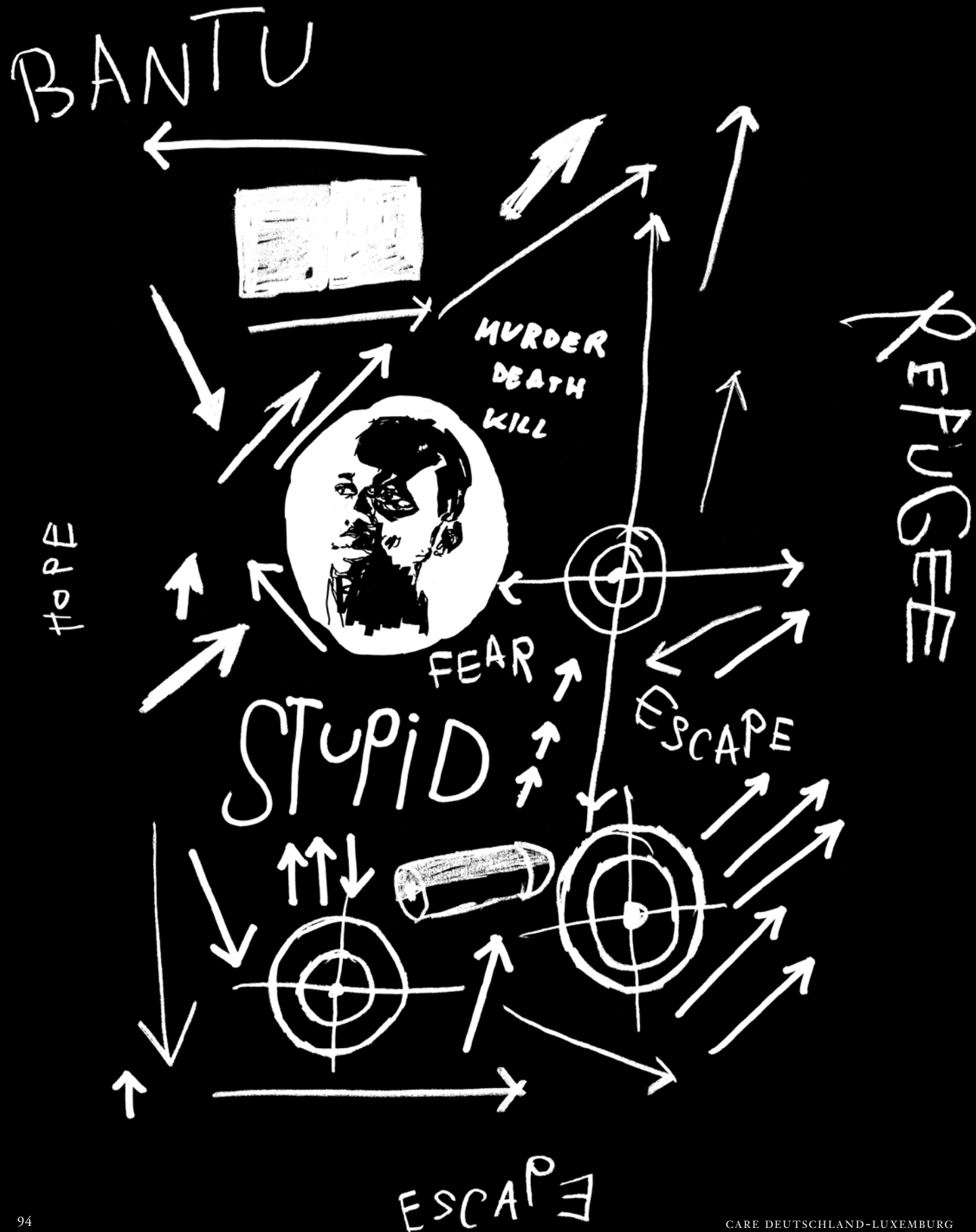
finden. Auf der Tafel stehen Begriffe wie „Geschlecht“, „Pädophilie“ oder „Sodomie“. Darüber wird offen geredet. Denn Tabus bedeuten Schweigen, und so wird sich nie etwas ändern. „Ich habe heute einiges über sexualisierte Gewalt gelernt“, berichtet Aline. „Ich wusste, was Vergewaltigung bedeutet, aber dass es auch verschiedene Formen gibt ... das war mir neu.“ Solche Trainings helfen den Camp-Bewohnern, aufmerksam hinzuschauen, was in ihrer Umgebung passiert. Viele lernen hier zum ersten Mal, dass jede Form von erzwungenem Sex eine Straftat ist. CARE achtet darauf, dass Frauen und Männer ausgebildet werden. Dies ist keine Angelegenheit nur für die Frauen. Ihre Ehemänner, Söhne und Brüder sollen wissen, dass auch sie etwas beitragen können. Verhaltensänderungen in einer Gesellschaft brauchen Zeit, und sie brauchen Vorbilder. Die Kursteilnehmer lernen auch, wie sie den betroffenen Frauen und Mädchen konkret helfen können. Mit Gesprächen, mit einer Überweisung zur nächsten Gesundheitsstation, die CARE mit sogenannten PEP-Kits versorgt: Notpakete mit erster Hilfe, vor allem gegen die Übertragung von HIV/Aids.

„ZU HAUSE IST KRIEG“

Es ist delikat, und die Antwort ändert den Verlauf, die Botschaft ihrer Geschichte nicht. Doch vorsichtig fragen wir Aline, ob sie in ihrem Umfeld schon einmal sexualisierte Gewalt erlebt habe. „Nein, aber ich kenne eine Frau im Camp, die vor Kurzem vergewaltigt wurde, als sie im Wald Feuerholz suchte.“ Es sind furchtbare, traumatische Erlebnisse, deren Schilderung den Betroffenen nicht einfach fällt. Mitarbeiter von Hilfsorganisationen wie CARE brauchen viele Wochen oder Monate, um Vertrauen aufzubauen und Hilfe leisten zu können. Da hilft es, wenn die Campbewohner selbst geschult sind und berichten können, wenn jemand traumatisiert ist. Vielleicht – hoffentlich! – hat Aline nichts verschwiegen und wirklich selbst noch keine solch unmittelbare Gewalt an ihrem Körper und ihrer Seele erlebt. Aber ihre Geschichte ist dennoch keine von Frieden und Unversehrtheit. „Ich will nicht nach Hause, denn dort ist Krieg.“ Das wiederholt sie mehrmals. Über ihre Kinder spricht Aline, die selbst noch ein Teenager ist, mit warmer Stimme. „Ich kann mit meinem Sohn reden, wenn sein Vater nicht da ist. Wie ein Großer.“ Und die kleine Esther? „Ich bin immer glücklich, sie zu sehen.“ Ob sie noch ein Kind bekommen möchte? Die junge Frau lacht geniert. Mit 19 bekommt man in Deutschland diese Frage sicher nicht gestellt. Aline sagt: „Männer wollen immer viele Kinder, das ist klar. Aber mir würden drei oder vier reichen.“ Ob sie die Wahl haben wird? Hoffentlich.

Wie in so vielen Konflikten und Katastrophen tragen Frauen und Kinder im Osten des Kongo die größte Last. Überfällen und Gewalt schutzlos ausgeliefert, ohne Hoffnung auf eine Rückkehr nach Hause, auf Schulbildung und Frieden barren sie in den unzähligen Flüchtlingslagern der Region aus und sind auf die Unterstützung von Hilfsorganisationen wie CARE angewiesen.





Eine Jugend auf der Flucht

Mohamud ist ziemlich schwer beschäftigt. Als er ein wenig verspätet zu unserem Gespräch auftaucht, entschuldigt er sich besonders höflich. Und dann erzählt er von seinem Leben, drei Stunden länger als verabredet. Der heute 32-jährige trägt ein grau-gestreiftes Hemd und passende graue Stoffhosen. Einen stärkeren Kontrast zu der vor Hitze flirrenden, sandigen Atmosphäre im Flüchtlingslager Dadaab könnte es kaum geben.

von Obando Ekesa und Sabine Wilke

Mohamud Hajir erblickte 1980 in Somalia das Licht der Welt und wuchs in einer großen Familie auf: „Mein Vater hatte zwei Frauen und sieben Kinder, ich war das vierte. Wir haben immer als Bauern gearbeitet, wir gehören der Volksgruppe der Bantu an und sind eine Minderheit in Somalia.“ Als der Bürgerkrieg 1990 ausbrach, wurden Minderheiten wie die Bantu bald zur Zielscheibe von Gewalt und Hass, erzählt Mohamud: „Die anderen haben sich einen Spaß daraus gemacht, uns zu provozieren. Kurz vor der Ernte haben sie ihre Rinder auf unsere Felder gebracht. Die haben dann alle Pflanzen aufgeessen.“

Mohamuds Familie besaß viel Shamba – so heißt das Land in ihrer Sprache. Viel Shamba bedeutet wenig Hunger. Aber die vermehrten Angriffe brachten das Einkommen der Familie in Gefahr. Und so verbrachte Mohamuds Vater die Nächte auf dem Feld, um die Ernte zu bewachen. „Er hat versucht, die Rinder zu verscheuchen. Die Männer haben das mitbekommen und ihm gesagt, dass ihm das Land jetzt nicht mehr gehöre. Dann haben sie ihn einfach erschossen.“ Kurz nach der Ermordung seines Vaters wurde Mohamuds Mutter krank und starb ebenfalls. Der Tod seiner Eltern hat bei Mohamud tiefe Wunden hinterlassen und beschäftigt ihn bis heute. „Als ich groß wurde, habe ich mir oft gewünscht, bei meinem Vater zu sein. Ich bin nie wirklich über seinen Tod hinweggekommen.“

Als der damalige somalische Präsident Siad Barre im Mai 1991 gestürzt wurde und der Bürgerkrieg seinen Höhepunkt nahm,

wurde die Situation für die Menschen in Somalia sehr gefährlich. Mohamuds Stiefmutter und sein ältester Bruder entschieden sich schließlich zur Flucht. Sie liefen Hunderte Kilometer zu Fuß, hatten tagelang nichts zu essen und trinken. Viele von ihnen wurden krank. Einige Kinder starben in den Armen ihrer Mütter. Der damals 10-jährige Mohamud litt unter furchtbaren Blasen an seinen Füßen.

EINE UNTERKUNFT NACH LANGEM MARSCH – UND DANN DER HORROR

„Schließlich erreichten wir den Ort Hanyo. Ich erinnere mich an den Tag, als wäre es gestern gewesen. Wir waren acht oder neun Familien und wollten die Nacht dort verbringen. Wir waren alle sehr müde, weil wir den ganzen Tag gelaufen waren. In der Nacht wurde ich plötzlich wach. Ich hörte Schüsse und Schreie. Später erzählte meine Stiefmutter mir, dass Banditen das Lager überfallen und meine Schwester und drei andere Mädchen entführt hatten. Damit ihnen niemand folgt, haben sie immer wieder in die Luft geschossen. Dann haben sie die Mädchen vergewaltigt.“ Die Banditen ließen ihre Geiseln nach ein paar Stunden wieder frei. Doch für Mohamuds Schwester und für ihn selbst war nichts mehr wie zuvor. Obwohl die Banditen all ihre Reserven gestohlen hatten, liefen die Flüchtlinge weiter, ganze zwei Tage lang. Dann endlich erreichten sie Dhoble, eine Stadt

an der Grenze zu Kenia. Dort nahmen Mitarbeiter des Flüchtlingswerkes der Vereinten Nationen ihre Daten auf und brachten sie mit Lastwagen in das Flüchtlingslager Dadaab im Nordosten Kenias. Das war im Juni 1992. Mohamud war inzwischen zwölf Jahre alt.

„In Dadaab wurden wir in ein Camp namens Dagahaley gebracht und man wies uns Zelte zu. Ich bekam Tabletten und meine jüngeren Geschwister wurden in ein Krankenhaus gebracht. Sie waren sehr dünn und mussten einen Monat lang im Krankenhaus bleiben. Drei Monate später kamen wir in die Schule. Ich war sehr aufgeregt, denn für mich war es das allererste Mal, dass ich ein Klassenzimmer betrat. In Somalia hatte ich ja immer nur bei der Feldarbeit geholfen.“

Die Schule wurde von CARE betrieben und war für alle Flüchtlingskinder umsonst. Damit auch alle Eltern davon wussten und Minderheiten wie die Bantu ebenfalls in die Schule gehen konnten, führten CARE-Teams Kampagnen im Camp durch. Den Eltern wurde erklärt, warum Bildung wichtig ist und wie sie das Leben ihrer Kinder verbessern kann. Mohamud war ein ehrgeiziger Schüler, der seine Lehrer sehr bewunderte. Er erinnert sich bis heute an zwei CARE-Lehrer, Mary und Peter. „Einmal brachte mir Mary drei Bücher mit, obwohl ich nur um eines gebeten hatte.“ Aber auch in Dadaab wurde die Familie von der Vergangenheit verfolgt. „Einige der Gefahren, wegen derer wir aus Somalia geflohen waren, gab es auch in Dadaab“, erinnert sich Mohamud mit einem gequälten Lächeln. Auch hier gab es Verbrecher und Vergewaltiger. Sie kamen meist nachts, wenn alle schliefen, und missbrauchten die Frauen und Mädchen. Manchmal lauerten sie ihnen auch tagsüber auf, wenn die Frauen das Lager verließen, um Feuerholz zu sammeln.

ERWACHSENWERDEN IM FLÜCHTLINGSLAGER

Als Mohamud in die achte Klasse ging, wurde seine Schullaufbahn plötzlich unterbrochen. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder und anderen Bantus wurde er in das Lager Kakuma im Nordwesten Kenias gebracht. Schon wieder ein Aufbruch ins Ungewisse. Von dort sollten sie in ein anderes Land umgesiedelt werden. Aber diese Umsiedlung fand nie statt, und während seiner Zeit in Kakuma konnte Mohamud nicht in die Schule gehen. Schließlich wurden die Brüder zurück nach Dadaab geschickt. Dort machte Mohamud 2006 seinen Schulabschluss. Als registrierter Flüchtling hatte er keine Möglichkeit, das Lager zu verlassen und anderswo in Kenia nach Arbeit zu suchen. Es ist ein Leben in Warteschleife, in Abhängigkeit von Hilfe und glücklichen Zufällen.

Eine Arbeitsmöglichkeit gibt es doch für Flüchtlinge: Sie können selbst mit anpacken bei den in Dadaab tätigen Hilfsorganisationen. Im Februar 2007 fing Mohamud dann bei CARE als Sozialarbeiter im Programm für Frauen und Mädchen an. „Ich habe schon lange beobachtet, was CARE im Lager für die Flüchtlinge tut“, erzählt er. „Ich wollte unbedingt mithelfen und war sehr aufgeregt, als ich meine Bewerbung schließlich einreichte. Besonders wichtig war es für mich, die Lage der Frauen und Mädchen zu verbessern. Seit der Entführung meiner Schwester weiß ich, dass Frauen und Mädchen im Krieg und auf der Flucht, ja sogar in einem Flüchtlingslager wie Dadaab, besonders gefährdet sind. Vor allem, wenn sie dann noch einer Minderheit angehören. Ich wollte nicht, dass noch mehr Frauen das erleben müssen, was meiner Schwester angetan wurde.“ Wütend nennt er Vergewaltiger „Feiglinge“ und betont, dass keine Frau, kein Mädchen weltweit so etwas durchmachen dürfte.

In seiner täglichen Arbeit ist Mohamud viel unterwegs. Er geht von Haustür zu Haustür und spricht mit Familien, um Fälle von Vergewaltigung und Missbrauch zu erkennen. Denn Scham und Unwissenheit über ihre Rechte verhindern oft, dass Frauen das ihnen angetane Unrecht melden. Solche Fälle werden dann aufgenommen und die Betroffenen begleitet – zum Arzt, zur Polizeistation, bei den Hürden des Alltags. „Mich macht es unglaublich zornig, wie manche Männer ihre Frauen behandeln, mit Schlägen, Missachtung ... als wären sie Tiere!“ Am liebsten würde der junge Mann jeden Gewalttäter eigenhändig vor Gericht bringen. Und Mohamud hat noch viel mehr vor: „Wir müssen auch andere Formen sexualisierter Gewalt thematisieren und bekämpfen, zum Beispiel Kinderheirat und Genitalverstümmelung.“

Seitdem in den letzten zwei Jahren die Zahl der Flüchtlinge in Dadaab auf fast 500.000 Menschen gestiegen ist, haben sich die Lager ausgedehnt. Viele Menschen, die am Rande der Kernsiedlungen leben, wissen gar nicht, wo sie Hilfe bekommen können. „Es gibt Frauen im Lager, die keine Möglichkeit haben, eine Anlaufstelle zu erreichen“, erinnert Mohamud. „Wir brauchen mehr Aufklärungskampagnen in den einzelnen Blocks, um alle Menschen zu erreichen und sie über ihre Rechte zu informieren.“

Heute hat Mohamud selbst eine Familie. Er ist verheiratet und hat vier Kinder – zwei Jungen und zwei Mädchen. Sie sind in Dadaab als Flüchtlinge geboren und kennen ihre Heimat Somalia nur aus den Erzählungen ihres Vaters. Nachdem er seine eigene Jugend auf der Flucht verbracht hat, wünscht sich Mohamud nichts sehnlicher für seine Kinder und alle jungen Menschen in Dadaab, als ein bisschen Frieden. Und die Chance, ihr Leben frei zu gestalten. Frei von Furcht, frei von Gewalt, frei von Abhängigkeiten und Unsicherheit.

Und wer schreibt eigentlich für CARE?

Jung und jung geblieben: Das Autorenteam von CARE affair



SABINE WILKE

30, ist als Pressesprecherin bei CARE verantwortlich für dieses Magazin. Beim Schreiben des „Soundtracks einer Jugend“ hat sie festgestellt, dass sie „Jei“ noch textsicher mitsingen kann und „Forever Young“ ein ziemlich hartnäckiger Ohrwurm ist. Dass CARE nicht nur im Herzen jung ist, hat sie kürzlich im Ostkongo festgestellt: Die Chefin des Nothilfe-teams dort war im fünften Monat schwanger.



THOMAS KNOLL

Seine Freunde bezeichnen den 45-Jährigen gerne mal als „berufsjugendlich“, oder netter ausgedrückt „jung geblieben“. Das empfindet er als Kompliment, denn die sogenannte „Jugend von heute“ erlebt er sowohl privat als auch in seiner Rolle als Referent für Ehrenamt und Schulen nicht



JOHANNA MITSCHERLICH

28, arbeitet in der Pressestelle von CARE. Das Interview zur Shell-Studie hat belegt, was sie von ihren älteren Kollegen bereits wusste: „Jungsein“ ist keine Frage des Alters. Für eine CARE affair-Ausgabe namens „alt“ in 50 Jahren hat sie aber auch schon einige Ideen.



FREDERIC HAUPERT

33, machte sich vor fünf Jahren auf nach Luxemburg, um dort eine neue CARE-Organisation aufzubauen. Dort startete er auch den dayCARE, eine Kampagne für luxemburgische Jugendliche und Unternehmen,

als gleichgültig und desinteressiert, sondern als im positiven Sinne nachdenklich und gleichzeitig begeisterungsfähig. Und außerdem: Ist „jung“ nicht eine relative Kategorie?



NICOLAS BÖYER

ist Bundesfreiwilliger in der Pressestelle von CARE. Mit seinen 20 Jahren ist er genau das, was das Magazin thematisiert: jung! Und hofft, dass die Leser sich bei der Lektüre auch genauso fühlen werden.



SANDRA BULLING

Die Arbeit bei CARE hält Sandra Bulling jung! Neue Länder erleben, mit Menschen unterschiedlicher Herkunft zu reden und ihre Lebenswelten zu verstehen, nach Katastrophen zu helfen und sich für die Rechte der Armen zu engagieren – all das ist so spannend und vielfältig, dass die 35-Jährige auch nach mehr als sieben Jahren weiterhin jeden Morgen mit viel Enthusiasmus

die Berufserfahrung mit der guten Sache verbindet.



MORITZ WOHLRAB

arbeitet für das Nothilfe-Bündnis Aktion Deutschland Hilft. Mit 37 Jahren zwar selbst nicht mehr ganz so jung, freut sich Wohlrab stets über Begegnungen mit jungen Menschen – wie eben über jene mit der kleinen Ghorroob aus Syrien.



NIKOLAS KLAUSER

wurde in Freiburg geboren. Als Schüler engagierte er sich in verschiedenen Jugendprojekten in seiner Geburtsstadt und machte nach dem Abitur ein freiwilliges Jahr in der Pressestelle bei CARE. Mittlerweile studiert der 21-jährige Politik- und Wirtschaftswissenschaften in Mainz.

DIESES MAGAZIN WURDE HERAUSGEGEBEN VON CARE DEUTSCHLAND-LUXEMBURG
VERTRETEN DURCH DEN HAUPTAMTLICHEN VORSTAND: KARL-OTTO ZENTEL, STEFAN EWERS

FOTONACHWEISE

Titelbild Jörg Fokuhl, S. 16, 19, 30 Claudia Adolphs, S. 27 Chevy Morris, Ghorroob, Thomas Schwarz, S. 28,29 Jenny Matthews, S. 31, 33
Johanna Mitscherlich, S. 33 Sandra Bulling, S. 37 Rose, S. 39 James, S. 42 LuisAG, S. 64, 66, 68, 71, 72, 75 Stephanie Sinclair, S. 77
Fotostudio Manfred Morchel, S. 79 Phillip Suddick (Getty Images), S. 79 lynea (Fotolia), S. 87, 88 Sabine Wilke, S. 88, 90 Jake Lyell

PRODUKTION

Projektleitung – Sabine Wilke (wilke@care.de)
Redaktion: Johanna Mitscherlich, Nicolas Böyer, Thomas Knoll, Sandra Bulling, Frédéric Hauptert, Nikolas Klauser, Moritz Wohlrab
Art Direktion – Jens Mennicke / studio jens mennicke (mennicke@jensmennicke.de)
Layout – Markus Olson, Jens Mennicke / studio jens mennicke
Illustration – Markus Olson, Dmitry Zakharov / studio jens mennicke
Lithografie – Henning Krause
Druck – Imprimerie Centrale, Luxemburg

KONTAKT

Hauptgeschäftsstelle	CARE in Luxemburg a.s.b.l.
Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn	43, Bd. Du Prince Henri, L-1724 Luxembourg
Tel.: 0228-9 75 63-0, Fax: -51	Tel.: +352 26 20 30-60, Fax: -91
E-Mail: info@care.de	E-Mail: info@care.lu
Internet: www.care.de	Internet: www.care.lu

SPENDENKONTO

4 40 40 Sparkasse KölnBonn, BLZ 370 501 98
SEPA: DE 93370501980000044040



Wir danken der Imprimerie Centrale, Luxemburg sowie Barbara und Matthias Mitscherlich für die freundliche Unterstützung dieses Magazins.

IMPRIMERIE CENTRALE



www.care.de
Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg – Copyright © 2013. CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.
Dieses Heft wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft gedruckt.

CARE ENGAGIERT SICH MIT RUND 10.000 MITARBEITER-
INNEN UND MITARBEITERN IN ÜBER 80 LÄNDERN FÜR
DIE ÜBERWINDUNG VON ARMUT, HUNGER UND KRANK-
HEIT. CARE BLICKT AUF 68 JAHRE ERFAHRUNG IM
BEREICH DER NOTHILFE UND ENTWICKLUNGSZUSAM-
MENARBEIT ZURÜCK, HAT BERATERSTATUS BEI DEN
VEREINTEN NATIONEN UND HILFT UNABHÄNGIG VON
POLITISCHER ANSCHAUUNG, RELIGIÖSEM BEKENNT-
NIS ODER ETHNISCHER HERKUNFT. FÜR SEINE SORG-
FÄLTIGE VERWENDUNG VON SPENDENGELDERN TRÄGT
CARE DEUTSCHLAND-LUXEMBURG DAS DZI-SPENDEN-
SIEGEL UND WURDE VON DER WIRTSCHAFTSPRÜFUNGS-
GESELLSCHAFT PRICEWATERHOUSECOOPERS (PWC)
2012 MIT DEM ZWEITEN PLATZ DES TRANSPARENZ-
PREISES 2012 AUSGEZEICHNET.

I'M RICH
BECAUSE
I'M
ALIVE

QR-Code scannen und CARE unterstützen:

